



Kriegssaat und Friedensernte



Kriegssaat und Friedensernte

Gesammelte Kriegsaufsätze eines Mitkämpfers

von

Franz Schrönghamer-Heimdal

Freiburg im Breisgau 1915
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London u. St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Zum Geleit.

Wenn ich mich entschloß, meine unter dem Eindruck des eigenen Kriegserlebens im Felde entstandenen Kriegsaufsätze, die zum größten Teile schon in Zeitschriften erschienen sind, zu einem Bändchen zu vereinigen und sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, so leitete mich dabei der Gedanke, die darin ausgesprochenen Anregungen nutzbar zu machen und dauernd wirksam zu erhalten. Denn die ehernen Notwendigkeiten des Krieges, der seelische und sittliche Aufschwung, der in seinem Gefolge ist, all das, was uns der Krieg an Selbstbesinnung und inneren Werten gab, soll auch nach dem Kriege noch in uns nachwirken und unser Erdensein nach ewigen Gesichtspunkten leiten; im besondern sollen die Aufsätze dazu beitragen, den deutschen Gedanken, die völkische Zusammengehörigkeit, wie sie sich in diesem Kriege so wunderbar geoffenbart hat, dauernd wach und wirksam zu erhalten.

Schloß Neuburg am Inn bei Passau, im Mai 1915.

F. Schrönghamer-Heimdal.



Inhaltsverzeichnis.



1. Als ich wiederkam.

Wer aus dem Kriege kommt, ist ein anderer Mensch. Ein tieferer, der mit andern Augen sieht wie vordem, als die Tage leicht dahinliefen und das Leben ungefährdet in Luxus hindämmerte. Alle die Dinge, ohne die wir daheim nicht leben zu können glaubten, haben wir entbehrt — aber nicht mehr vermißt. Es ist unglaublich, in welche Verhältnisse sich der Mensch fügen lernt. Die ersten paar Tage hat man das Gefühl, als ob einem etwas mangle; das Alltägliche, Gewohnte, das nun weit dahinter liegt wie ein versunkenes Land, hat einem andern Wesen Platz gemacht, das nun unser ganzes Sein ausfüllt. Pflicht und Ehre, Feind und Gefahr, Sieg und Tod — das sind die Mächte, die uns nunmehr im Banne halten, Kräfte, in deren Bannkreis alles Frühere, alles das, was wir früher für wichtig, groß und wertvoll hielten, erbärmlich erscheint und uns lächerlich vorkommt. Der Kampf um die Freiheit, die ständige Lebensgefahr, hat alles, was früher war, vertilgt und ausgelöscht. Ein Urzustand des Lebens ist es, auf seine einfachsten Bedingtheiten zurückgeführt: ein Stück Brot in der Vorwelthöhle, im Schützengraben, ein kaltes Mahl um Mitternacht

— wenn's gut geht — ein halbfauler Apfel von einem granatzerrissenen Baum, um den sich daheim kein Bettler bückt, sind Lebensgenüsse und Leckerbissen. So sehr haben sich da draußen alle Werte umgewertet, daß wir uns wie im Himmel fühlen, wenn wir in sieben Wochen uns zweimal waschen können und dreimal die Stiefel vom Leibe bringen. Und auch diese Genüsse sind nicht ganz — das Damoklesschwert der steten Gefahr hängt über ihnen. Aber dieses Leben in Pflicht und Gefahr, in Entbehrung und Entsagung hat uns gezeigt, wie wenig man zum Leben braucht, es hat die Sinne fein und stark, die Augen sehend und die Seele wissend gemacht.

Unvergeßlich ist mir der Augenblick, als ich nach langen Kampfeswochen im Kriegslazarett zu Péronne — in Friedenszeiten französische Kaserne — das erste deutsche Wort aus deutschem Frauenmunde hörte. Eine deutsche Hauptmannsfrau in schlichtem Schwesternkleide. Ein ernster Arzt, der mich eben untersucht hat und jetzt mit der Schwester ein paar Worte wechselt. Neben mir ein Leutnant von der gleichen Brigade wie ich, im bürgerlichen Stande Kammersänger, mit zerpeitschten Nerven, halb wahnsinnig in ewigen Weinkrämpfen. Und da kommt das

Ungewohnte: ich höre nach langen Wochen, die mir wie eine Ewigkeit sind, die alles Erinnern an die Dinge vor dem Kriege in mir ertötet hatte, in diesem unvergeßlichen Augenblicke höre ich ein deutsches Wort aus deutschem Frauenmund: „Sie kommen heim." — Heim? Was ist das? Heim — Heimat — gibt es das noch? — ist's möglich? Schleier teilen sich und ein versunkenes Eiland steigt allmählich aus verlorenen Fluten. Hände und Hüte sehe ich winken, ein Haus steht am verschneiten Hang, ein Hündchen springt mir entgegen.... Wie scheu und wunderselig werden die Dinge wieder wach, die ich längst vergessen hatte, unwirklich und verloren wähnte. Dinge, die man daheim nicht achtet, weil sie alltäglich sind, Dinge, deren einzig überragenden Wert nur der erkennt, dem sie als ein unverdientes, heiliges Geschenk neu gegeben werden. Das erste deutsche Wort aus deutschem Frauenmund — wie wundersam das klingt! So weich und gütig. Noch kann ich es nicht fassen. Und da sagt sie es dem Ungläubigen noch einmal. Da ist's, als würde ein unmögliches Kindermärchen wahr. Wie ein Lied, ein einzig schönes, nie gehörtes Lied ist das Wort aus Frauenmund.

Unten auf dem Stadtplatz, vor dem Quartier des Kommandierenden Generals, spielt die Musik

unseres bayrischen Leibregiments das Lied „An der Weser". Neben mir schluchzt der Leutnant wie ein Kind. O Lied, hör auf!

„Fahr wohl, fahr wohl, o du selige Zeit,
Fahrt wohl, ihr Träume der Liebe —"

Und neben dem Leutnant weint ein anderer, und aus dem Krankenzimmer geht wissend und fraulich verstehend eine deutsche Hauptmannsfrau im schlichten Schwesterkleide, eine Trauerbinde neben dem Roten-Kreuz-Bande. . . .

„Fahr wohl, fahr wohl, o du selige Zeit,
Fahrt wohl, ihr Träume der Liebe —"

O Lied, sei still! —

Ein Zug rollt langsam durch den Nebel Nordfrankreichs. Langsam schleicht er und leise. Aber die Herzen fliegen ihm voraus. Blasse, stille Feldgraue lehnen an den Fenstern und sehnen und sinnen in den Nebeltag. In ihren Augen, die in tiefen, blauschattigen Höhlen sitzen, ist ein seltsames Leuchten. St-Quentin — Valenciennes — Charleroi — Lüttich.

Ein heiseres „Hurra" heißt mich auffahren. Der Zug fährt unter einem Brückenbogen durch und steht. Und an einem langgestreckten Bahnhofsgebäude lese ich: Herbesthal.

Da sehe ich ein Neues, Längstvergessenes, das mich nach Kampfeswochen wie ein Wunder an-

mutet. Ein frischblühendes, deutsches Mädel, den Liebesgabenkorb am Arm, eilt die Wagen entlang. Ja, gibt's das noch? Ein so frischfröhliches Mädelgesicht, solche Unschuldsaugen? Ich staune es an wie ein wahrhaftiges Wunder. Jetzt erst fällt es mir auf, jetzt erst weiß ich, was es um ein deutsches Mädel ist. Im Frieden früher, als wir sie auf Schritt und Tritt sahen, waren sie uns alltäglich. Jetzt wirken sie wie eine Himmelserscheinung. So sah ich kein Mädchen in Frankreich. Welke Weiber, blaß, wie verhärmt, aber nicht durch die Nöte und Drangsal des Krieges allein. Das ist ein Unterschied im Geblüt: hier eine Rose im Aufblühen, dort ein Geschlecht im Verwelken. Hier ein Pfirsich mit dem Samthauch der Unversehrtheit, dort eine Frucht, die im Innern den Keim der Fäulnis trägt. Nicht im allgemeinen will ich den Vergleich genommen wissen, nur im ganzen; denn die Ausnahme bestätigt auch hier die Regel.

Ein anderer Unterschied fällt mir ein, der mir das eben Gesagte bekräftigt. Ein Erlebnis im Schützengraben. Nach einem furchtbaren Granatfeuer war's. Der Abend kam. Der Feind hielt unsere Stellung wohl für erschüttert und gab sich dem Vergnügen hin. Ein Vergnügen freilich, an das von uns nicht einer auch nur im

Traume gedacht hatte. Ein Vergnügen, das zum Kriege im krassesten Gegensatz stand: Weiberkichern im Schützengraben drüben beim Feind. Sehnige Zuaven, kraftvolle Alpenjäger, die Elitetruppe der Franzosen, und Weiber dabei. Und während drüben der leichtgeschürzte, faunische Gott sein prickelndes Blendwerk trieb, entfachten unsere Landwehrleute in ihren Unterständen ein Kerzenstümplein und ließen die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Eine Samstagsnacht war's, wo daheim in den Hütten und Höfen des bayrischen Berglands das Frauenlicht am Herdgesims glimmt, wo die Heimatsleute um die Wandbänke knien und den Rosenkranz beten.

Das ist ein Wesensunterschied zwischen hüben und drüben. Das liegt in der Art, im Geblüt. Hier deutsch, dort welsch.

Nie verstand ich das „Gott mit uns!" so tief wie damals in jener Samstagsnacht. Und nie ward es mir so gewiß, wo der Endsieg sein wird.

„Er läßt von den Schlechten
Nicht die Guten knechten." —

Schon fährt der Zug hinter Aachen immer tiefer ins deutsche Land hinein. Irgendwo stürmen Schüler ins Freie. Ein Hurra von hundert Knabenkehlen, Mützenschwenken, leuchtende

Augen begrüßen uns. Wie seltsam das wieder berührt: Schule, Ordnung, deutsche Knaben, deutsche Zucht. Das ist etwas so Tiefes, man fühlt es förmlich, das kommt aus dem innersten Wesen, das kann nur sterben, wenn der letzte Deutsche stirbt. Das ist die gute deutsche Art.

Rührend und gerührt erleben wir sie in Friemersheim bei Krefeld. Wir wissen nicht, wohin die Fahrt geht. In der Nacht hält der Zug auf einer kleinen Station: „Friemersheim" lesen wir. Ich habe nie von dem Ort gehört. Hier steht der Zug und geht nicht weiter. Krankenträger und Wagen sind bereit. Wir wissen nicht, wie uns geschieht. Die Wagen fahren und in wenigen Minuten trägt uns ein elektrischer Aufzug in saubere, blendendhelle Räume. Weiße Betten stehen bereit, und wir wagen es nicht — in unsern verschlissenen, schmutzigen Waffenröcken — uns hineinzulegen. An der Tür steht: Berta-Krankenhaus der Friedrich-Alfred-Hütte und darunter die Hausordnung. Ordnung, Ordnung atmet hier alles. Ordnung, aus deutschem Wesen gewachsen. Sauberkeit, so leuchtend wie deutsche Art. Und Güte — vom ersten Arzt bis zum letzten Wärter Wärme und Wohltun. Und die Schwestern, zartfrische Wesen, tun uns Magddienste. Wir schämen uns über so viel Güte

und Verwöhnung. Aber wir fühlen, daß wir alle Brüder und Schwestern sind — in der Stunde der Gefahr sind alle Standesunterschiede verwischt, wir haben alle nur einen Herzschlag.

Unvergeßliche Stunden. Das Rührendste erlebe ich am nächsten Tag am Bahnhof in Friemersheim. Wir stehen und warten auf den Zug, der uns in die Heimat führen soll. Da zupft mich jemand am Mantel. Ein rauher Arbeiter steht hinter mir und winkt. Was will der? Ich folge ihm stumm. Er führt mich in den Wartesaal seiner Klasse und läßt Bier und Zigarren bringen. Er entschuldigt sich, daß er nicht mit ins Feld durfte. Ein armer, einfacher Arbeiter im Werkwams. Ich bin beschämt und führe ihn in meine Klasse. Und „revanchiere" mich. Er will es nicht gelten lassen. Es ist eine Verbrüderung zwischen „Akademiker" und „Proletarier". Aber der „Proletarier" hat gesiegt und mich noch einmal beschämt. Als der Zug ins Rollen kam, stieg er aufs Trittbrett und warf noch eine Tüte Zigarren durchs Fenster. Er blieb Sieger. . . .

Und dann kam eine Nacht, in der wir uns wieder schämten. Aber anders . . .

In Frankfurt am Main ist's. Bis zum Abgang des nächsten Zuges haben wir mehrere

Stunden Aufenthalt. Ein Leutnant, der mit uns reiste, macht uns den Vorschlag, ein nahegelegenes Lokal aufzusuchen. Selbdritt wandern wir über den Bahnhofplatz ins nächste Hotelrestaurant. Man sieht es uns an, daß wir aus dem Felde kommen, der Leutnant, ich und ein Kriegsfreiwilliger, der uns Burschendienste tut. Aus Gefälligkeit. Das erste, was uns in dem Lokal auffällt, ist eine „gemischte" Gesellschaft, die uns gegenübersitzt. Drei junge Herrchen im „Smoking", dazu drei Dämchen; es waren weder Liebste noch Bräute, das sah man auf den ersten Blick. Jene leichte, wandernde Ware, die man „Halbwelt" heißt. Wir drei sehen uns an und werden verlegen — statt daß es die sechs am Nebentisch geworden wären. Aber die kichern und schäkern und tändeln weiter, als ob der Krieg da draußen ein Kinderspiel wäre, als ob überhaupt kein Krieg sei.

Was jetzt kam, bleibt mir ebenfalls unvergeßlich. Ich sehe, wie der Kriegsfreiwillige puterrot wird, wie er sich langsam erhebt, bis seine Zweimeterlänge bolzensteif im Saale ragt. Man merkt, er faßt einen Entschluß. . . . Ich denke etwas, was nun kommen muß. . . . Da steht der lange bayrische „Leiber" schon mitten im Saal und — es ist zwar nicht ästhetisch, aber

eindeutig — spuckt der zweideutigen Gesellschaft vor die Füße. Aller Augen richten sich auf uns Aber niemand wagt ein Wort. Sie ahnen vielleicht, daß mit dem erbosten Bayern, der seinem Unmut und seiner Verachtung Luft gemacht, nicht zu spaßen ist. Uns hat er aus der Seele — gespuckt. Und aus der Seele gesprochen, als er beim Verlassen des Lokales sagte: „Die in den Schützengräben draußen wenn's wüßten, daß es hier noch so was gibt, die würden die Gewehre hinlegen und sagen: So, jetzt geht ihr einmal heraus, damit ihr wißt, was der Krieg ist. Für so was kämpfen wir nicht.“ — Es war nicht ästhetisch, aber es war ehrlich.

Immer tiefer geht die Fahrt ins deutsche Land hinein, immer ferner vom Krieg. Und auf einmal sind wir in München.

Wieder ein Abend. Und ein Bummel durch die taghellen Straßen. Ein Bild ist's wie im tiefsten Frieden. Das einzige, was an den Krieg erinnert, sind die Feldgrauen, die Verwundeten, die sich auf Stöcken und Krücken schleppen, die den Arm in der Binde tragen. Und es scheint, als sähe man mehr junge Frauen in Trauer als früher.

Alles andere ist wie sonst. Die Lokale sind voll essender, trinkender, schwätzender Menschen

— nicht um eine Note geht es leiser her als sonst. An den Theatern fahren Droschken und Autos an, die Damen der Gesellschaft rauschen in Seide daher wie früher auch, duftige Theatertücher wehen. Ist das Krieg? Wir können es nicht begreifen — wir kommen zu frisch vom Gegenteil dessen, was sich hier so fremd und unverständlich an die Sinnne drängt. Sind wir *diesem* Leben in wenigen Wochen so sehr entwachsen, daß es uns fast wehtut? Daß wir es als *Schmerz* empfinden, der noch tiefer wirkt als das Grauen des Krieges da draußen? Aber eines begreife ich plötzlich: Warum unsere Verwundeten alle wieder hinaus wollen. Ihre Seele ist noch immer draußen bei der Not der streitenden Brüder und Kameraden — und die Heimat ist ihnen fremd geworden. Die Heimat, die den Krieg nur in Telegrammen, die sie neugierig umdrängen, und in vielwortigen Zeitungsberichten erlebt. Die Heimat der Spießbürger und Nörgler, denen es — trotz einer Welt voll Feinden — zu langsam vorwärts geht. Wir haben ein unbestimmtes, wehes Gefühl: das ist die Heimat nicht mehr. Das Fragen der Freunde, die Neugier der Bekannten, die immer nur von Heldentaten hören wollen, tun uns weh. Wir fühlen, wie fremd wir hier geworden sind, wie wenig und

wie selten die Seele des Kriegers verstanden wird, wie fern hier alles dem neuen Wesen, das uns noch ganz gefangen hält, gerückt ist, und wir sehnen uns wieder hinaus in das Feld, hinaus in unsere dreiheilige Kriegsheimat: Pflicht, Ehre, Tod.

Ein mondänes Café nimmt uns auf. Wir gehen nicht zum Vergnügen hin; es liegt uns gerade am Weg. Eine Streichkapelle spielt. Und draußen spielt der Tod. Ist es wirklich wahr, daß — wie die Zeitungen schreiben — die Variétés, die Vergnügungslokale, die Theater nur deshalb ihren Betrieb aufrechterhalten, damit die Mimen und Musikanten nicht brotlos werden? Ist das der wahre Grund? Es scheint fast, nachdem dieser Grund immer wieder angezogen wird, als ob wir ein Volk von Mimen und Musikanten wären, als ob es jetzt nichts anderes zu tun gäbe, als die leichte Muse auf frohbeschwingten Beinen zu erhalten.

Wenn ich aber die schwatzende, schmauchende, schäkernde Menge betrachte, dann scheint es mir, als ob der Grund ein anderer wäre. Wir verstehen da irgend etwas nicht, wir, die wir von einem andern Theater kommen, wo sie eben ein welterschütterndes Drama spielen, wo die andern Musen schweigen.

Irgendwo ist ein feiner Faden gerissen, der Faden des gegenseitigen Verständnisses zwischen denen, die von draußen kommen, und zwischen denen, die keine Sekunde ihre gewohnte Ruhe und Behaglichkeit missen mußten.

Auf dem Lande ist es anders. Daheim im Dorf, wo fast in jedem Hause ein paar Söhne im Felde stehen, ist's still und beklommen. Die Frauen und Mütter sitzen am Fenster und schauen weit nach Westen. — Und wenn ein Feldpostbrief kommt, läuft die ganze Nachbarschaft zusammen. Hier ist Krieg. Die Wirtsstuben sind leer — die Männer und Burschen sind alle draußen. Und in den Kirchenstühlen auf der Männerseite sitzen Greise und Knaben — und dazwischen gähnen große Lücken. ... Ergreifend ist's, wenn der Pfarrer nach der Predigt die Wochenordnung verkündet: Morgen, Montag, heiliges Seelenamt für ..., gefallen in Frankreich. Am Dienstag läßt der Veteranenverein ein heiliges Amt halten für ..., gefallen in Flandern. Am Mittwoch für ..., gefallen als Landsturmmann in Polen. Ein unterdrücktes Schluchzen auf der Weiberseite, ein Witwenweinen, ein Waisleinwimmern. Dörflein, du weißt, was der Krieg ist.

In der Großstadt weiß man's auch. Aber die Großstadt hat keine Geste für den Schmerz.

Sie erstickt im Alltag, im Vergnügen, im Genuß.

Der hohe Stöckelschuh, das Korsett, die Krawatte, die Dinge der Halbwelt spielen ihre Rolle wie einst. Aber uns kommt es nicht auf das Äußere an, wir sehen auf die Seele.

Und in diesem Sinne möchte ich ein Wort an die deutschen Frauen und Mädchen richten.

Wir Männer schmieden die Gegenwart unseres Volkes. Eure Angelegenheit ist die Zukunft unseres Volkes. Wir Männer, die wir vom Felde kommen, sind ernster, tiefer, deutscher als vordem. Wir sind willens, Väter und Führer eines neuen deutschen Geschlechtes zu werden. Für Halbes und Fremdes haben wir kein Herz. Genuß kommt uns zu allerletzt, wenn er überhaupt noch in Betracht kommt.

Fast scheint es mir, als ob dieser Krieg mit innerer Notwendigkeit über uns gekommen ist, damit wir uns unserer guten deutschen Art besinnen. Von außen können wir nicht vernichtet werden. Aber von innen heraus müssen wir gesunden. Wir sind in tausendfacher Gefahr gestanden und wissen, was sie von uns fordert.

Von euch, ihr deutschen Frauen und Mädchen, haben wir die Gefahr ferngehalten. Drum haben wir ein Recht, von euch zu fordern, was die Ge-

fahr von uns gefordert: wieder ganz deutsch zu werden. Aber nicht um ein oberflächliches Deutsch-Tun handelt es sich, das in rasch aufflackernder Begeisterung dem Fremden abschwört, um später nach kurzer Zeit des Friedens doch wieder in welschem Tand unterzugehen, sondern um ein wahrhaftiges Deutsch-Werden. Innen und außen — so wie das Mädel im schlichten Schwesternkleide am Bahnhof in Herbesthal, wie die Hauptmannsfrau im Kriegslazarett zu Péronne. Dann werden wir das Wort „Sie kommen heim!" als ein wahres Wunder empfinden.

Nur wenn wir zu Gleichgesinnten kommen, zu Frauen und Mädchen, die guten Willens sind, einfacher, anspruchsloser, gütiger, deutscher zu werden, innen und außen, erst wenn alle so sind, wie es die vielen Tausende im Schwesternkleide sind, wenn es eine allgemeine und dauernde Verschwisterung wird, wenn uns kein kaltes Gefühl der Fremdheit mehr entgegenweht, dann kommen wir wirklich heim, wenn ihr uns jubelnd entgegenruft: „Willkommen daheim!"

2. Das Grauen im Kriege.

Wer das Grauen lernen will, der gehe in den Krieg. — Der heutige Stellungskrieg mit seinen Erkundungen in der Finsternis und seinen Nahkämpfen ist mehr ein Krieg der Nerven als der Waffen, so furchtbar diese auch sein mögen.

Ich habe mich groß gewundert, als ich aus dem Kriege heimkam und in den Zeitschriften die Kriegsaufsätze las, von Leuten geschrieben, die nie eine Granate bersten hörten. Der Krieg ist etwas so Furchtbares, Großes und Heiliggewaltiges, daß alles Schreiben aufhört. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht, und sie wurde mir auch von Männern der Feder bestätigt, die täglich und stündlich in vorderster Linie stehen. In dieser ungeheuren Nervenanspannung, die fast nie ausgelöst wird, denkt man an alles eher, als an das Niederschreiben seiner Erlebnisse. In Kriegstagebüchern und Feldpostbriefen hält man allerdings das Erlebte fest, aber das wirkliche, tiefste, innerste Erleben des Krieges bleibt ungeschrieben. Das ist eine heilige Sache der Seele, die durch das Mitwissen anderer fast entweiht wird. Man fühlt das Wunderwalten Gottes, der einem nie so nahe-

tritt wie im Grauen des Krieges. Da wird das Wort erst wahr: Not lehrt beten. Aber es ist kein Mundgebet, es ist ein lautloses Stammeln und Lallen in Demut und Ergebenheit.

Wer das Grauen im Kriege kennen gelernt hat, bleibt still und bescheiden. Und die Kriegsschwätzer hinterm Ofen und die vielen, allzuvielen Kriegsschreiber, die Schriftsteller und die Schriftstellerinnen, die jetzt über den Krieg schreiben, weil das Thema gerade „aktuell“ und die „Literaturströmung“ gerade „modern“ ist, mögen erst in den Schützengraben hinausgehen und nur fünf Minuten im schweren Granatfeuer liegen — und die Federn der Allzuvielen werden verstummen.

Das Grauen im Kriege, die bangen Sekunden, Stunden und Nächte, da einem das Herz stillsteht und die Nerven durcheinander gepeitscht werden, daß es äußerster Willensanspannung bedarf, um nicht wahnsinnig zu werden, das ist das innerste Wesen des Krieges. Wer sah, wie Offizieren und Mannschaften die Nerven versagen, daß sie plötzlich laut aufweinen und Wahnsinnsschreie ausstoßen, der weiß, was das Grauen im Kriege bedeutet. Das Grauen im Kriege, von dem ich einiges erzählen will. Erzählen? Ach Gott — wer es nicht selbst erlebt hat, dem wird es ewig unverständlich bleiben. Die Feder versagt. Aber

dennoch geschehe es, damit das wahre Wesen des Krieges mehr als bisher gewürdigt werde. Der Krieg ist keine Summe von Schlachtorten, Gefangenenzahlen und berühmten Feldherrennamen, der Krieg ist das Grauen und tiefste Leid-Erleben, das läuternde Leid-Erleben von Millionen Männern, nicht bloß unserer Brüder, Söhne, Väter und Gatten — auch der Feinde. Nur wenn wir das innerste Wesen des Krieges erfassen und festhalten, dann erst können wir unsern Helden gerecht werden und ihre Taten würdigen, so wie sie gewertet werden müssen, damit auch die daheim geläutert, gebessert und verinnerlicht werden und eine dauernde Frucht der Selbstbesinnung genießen.

Das Grauen des Krieges — zum erstenmal lernte ich's kennen auf einer Eisenbahnfahrt. In Belgien, zwischen Brüssel und Valenciennes. Wir fahren froh-gelaunt durch erobertes Land. Wir sind auf der Fahrt an den Feind und wissen vom Kriege noch nichts, als das, was wir aus den Zeitungen lasen. Nur seine Spuren sehen wir. Leise senkt sich die Nacht aufs Land, der Zug rollt mit 500 braven Bayern langsam dahin. Die Gegend soll nicht ganz sicher sein. Gerüchte schwirren; die Landsturmwachen an den Bahnhöfen erzählen von Besatzungstruppen,

die bei einem Ausfall aus Antwerpen zersprengt wurden und jetzt in Zivilkleidern die Gegend unsicher machen, Züge aufeinander fahren lassen und Stationsgebäude überfallen. Es sind nur Gerüchte. Sicheres weiß man nicht. Da uns amtlich nichts gemeldet wird, legen wir uns sorglos schlafen. Wir wissen ja an allen Stationen die Landsturmwachen, und das Zwischengelände wird durch Streifposten gesichert. Wir schlafen also bei ausgelöschten Lichtern. Plötzlich reißt mich ein ungeheures Gerassel aus dem Schlafe; mein Kamerad, der im gleichen Wagen schläft, springt gleichfalls auf. Was ist das? Ein fürchterlicher, klatschender Schlag zerreißt mir das Gehör — der Zug steht still. Ein Blick durchs Fenster — blitzende Feuerschlünde leuchten in den Gebüschen an der hohen Bahnböschung auf — ein Franktieurüberfall auf den Zug. — Die Geschosse prasseln und prasseln, die Fenster werden aufgerissen, auch unsere Kugeln krachen schon in den heimtückischen unbekannten Feind. Wildes Schreien — dann verstummt das Feuer. Wir haben glücklicherweise keinen Toten. Am nächsten Morgen besehe ich mir den Wagen. Da ist, ein halbes Meter über meinem Haupte, ein feindliches Geschoß in die Wagenwand eingedrungen. Ich sehe die kleine Öffnung in dem

verbolzten Eisen und denke: ein halbes Meter tiefer — dann ... Und da schüttelte mich zum erstenmal etwas, was ich früher nicht kannte — das Grauen, das unheimliche Grauen des Krieges.

Wenige Tage später.

Wir liegen schon vor dem Feind, wenn auch noch in Reservestellung. Die Mannschaften lagern auf freiem Felde hinter einer schweren Batterie, in Mantel und Zeltbahnen gehüllt. Sie schlafen und träumen von Weib und Kind, die braven Landwehrleute aus den bayerischen Vorbergen, von denen die meisten das erstemal an den Feind kommen. Vor unserem Lager erhebt sich eine Höhe, von wilden Birnbäumen gekrönt. Da dröhnt weither ein Kanonenschlag durch die Nacht, frostgeschüttelt erhebe ich mich und stehe bald auf der Höhe. Weit liegt vor mir das Land halb mondhell zu meinen Füßen. Zu meiner Linken glimmen Trümmer eines zerschossenen Schlosses, dessen Besitzer dem Feinde durch Kellertelephon unsere Stellungen verraten hatte, gespenstisch in die Nacht. Verschwimmender Glutschein von brennenden Dörfern rötet den Horizont. Still ist's, geisterstill. Die Geschütze unserer Schweren stehen schwarz und drohend gegen das fahle Firmament. Und in der Ferne ist ein Rollen von fahrenden Feldküchen, Fuhr-

parkkolonnen und Feldartillerie, Räder kreischen auf, Rosse wiehern. Unheimlich schleicht es wieder heran, das Große, Unbekannte, das Grauen ... Da tauchen weit drüben an einem Berghang vier feurige Blitze auf, vier leuchtende Lichtbogen zerschneiden den Nachthimmel, vier Feuergarben bersten über einem Bergkegel. Und zweimal vier dumpfe Schläge rollen durch die Nacht. Und dann blitzen hüben und drüben die Feuerschlünde unaufhörlich; ich sehe, wie die Luft von den Schlägen hin und her gestoßen wird, Gluten schwellen auf, brennende Höfe, Leuchtgranaten, Scheinwerfer, Maschinengewehre und fern in vorderster Linie das Rollen des Infanteriefeuers. Mir ist, als hörte ich weither Hurra, Gestalten springen und stürzen, Schreie schrillen herüber, unmenschliche Schreie, wie ich sie niemals hörte, eine, zwei, drei Stunden lang. Die ersten Morgenstrahlen mischen sich mit den Brandröten am Horizont, da wird es still. Nur die Wagen rattern wieder, näher, näher und immer näher kommen sie, hinter mir auf der Straße müssen sie sein. Ich wende mich um und sehe sie fahren, die Wagen mit dem roten Kreuz, und höre daraus ein Wimmern und Seufzen, das Stöhnen der Schwerverwundeten. Die andern, die noch gehen können, folgen zu Fuß. Blutige Waffenröcke,

blutige Hände, blutige Stiefel. „Viele liegen noch vorn“, sagt eine Stimme. Da schleicht es wieder heran, das Entsetzliche, und würgt mich, daß ich zu atmen vergesse, das Grauen des Krieges.

Ein Marsch durch ein Dorf, aus dem der Feind vor wenigen Stunden hinausgeworfen wurde. Vorn tobt die Schlacht. Ein verwundeter Franzose liegt mit blutüberströmtem Gesicht im Straßengraben. Er wendet es uns ein wenig zu, damit wir ihn verschonen. — Kaum erreichen wir den Ausgang des langgestreckten Dorfes, da empfängt uns wütendes Artilleriefeuer. Die ganze Straße wird mit Granaten und Schrapnells förmlich übersät. Unmöglich, fortzukommen. Da bildet sich um den verwundeten Feind im Straßengraben plötzlich eine Gruppe. Ein Mann fährt ihm mit der Hand übers Gesicht — das Blut ist Anilinfarbe! Und ein Offizier nimmt ihm von der bergenden Brust den Telephonapparat, mit dem er uns verraten hatte. Alle verstehen. Im gleichen Augenblicke bohren sich fünf, sechs Bajonette in die Brust des Verräters, ein Kolben saust auf den Schädel des Schurken nieder — welches Krachen! Fünf, sechs blutige, verbogene Bajonette, ein letzter Wahnsinnsschrei — da steht es wieder, das Grauen, das Grauen . . .

Die Straße von L.... nach T.... Schnell auf der Flucht aufgeworfene Schützengräben, ein zerschossener Munitionswagen, ekelhafte, groteske Wänste von gefallenen Rossen. Und da, hart an der Straße, in einer Ackerfurche, ein Arm. Nichts weiter als ein Menschenarm im Uniformärmel, eine schmerzverkrampfte, kalte, blutige Turkohand, ein Linnenfetzen daneben, rostrot von geronnenem Blut. Ein Arm, von einer Granate zerspellt, ein Arm, auf der Flucht verloren, ein armer, einsamer, verlassener, toter Menschenarm, der sich einst um schlanke Schultern geschmiegt, der auf einem krausen schwarzen Kinderköpfchen geruht. Der Arm wächst hoch und schaurig über die Pferdewänste hinaus — ich laufe, der Arm verfolgt mich, der grauenvolle Feldfund, der arme Arm.

Vor L.... Nacht. Die Lauschposten liegen draußen vor den Schützengräben. Der Feind hat das Feuer eröffnet, ein heftiges Rotten- oder Salvenfeuer wie immer, wenn er vorbrechen will. Die Nacht ist rabenschwarz, die Lauschposten melden nichts. Ich übergebe den Zug und gehe selbst vor, um mich von der Gefechtslage zu überzeugen. Mein Hund, ein schönes, kluges Tier, das mir vor vierzehn Tagen in einem zerstörten Dorfe zugelaufen ist, begleitet

mich. Ich gehe über die Linie der Lauschposten hinaus, ein Busch steht schwarz im Vorgelände, auf den will ich gedeckt herankommen. Da kracht ein Schuß, mein treuer Hund bricht lautlos zusammen. Ein zweiter Schuß zerschlägt mir das Gehör — ich liege schon am Boden und jage sechs Kugeln aus meiner Pistole in den Busch. Dann krieche ich vorsichtig vorwärts mit neugeladener Waffe, hart am Busch feure ich zur Sicherheit noch einmal. Dann taste ich in den Busch, taste auf etwas Kaltes und ziehe an. Der Tote läßt das Gewehr, das ich in den Händen halte. Ich denke einen Augenblick an meine Stammtischfreunde daheim — wenn sie das Gewehr hätten, welcher Jubel ob der Trophäe! Aber mir läuft es vom kalten Eisen kalt ins Herz — Ekel erfaßt mich — ich schleudere das Gewehr in den Busch, und wie ich langsam zurückgehe, geht etwas hinter mir drein, das Grauen, das Grauen folgt mir, wie die Seele eines Toten, der im Töten weniger Glück hatte als ich.

La Toilette — der zerschossene Hof, bei dem unsere Feldküchen gewöhnlich halten, wenn sie nachts mit dem Essen vorfahren. Heute soll ich Ersatzmannschaften, die mit Feldküchen herauskommen, in die Stellung des Bataillons nachführen. Die Feldküchen kommen. Plötzlich zischen

Granaten heran und bersten, die Feldküchen fahren zurück, die Ersatzmannschaften, kriegsungewohnt, stürzen davon und verschwinden mit den Feldküchen ins Dunkel. Ich bleibe allein zurück. Da fällt es mir bei: Ist vielleicht irgendwo in einem Winkel des Gehöftes ein Feind verborgen? Ich suche und suche. Vergebens. Doch — zuletzt, in einem zerfallenen Stalle, steht etwas Weißes vor mir auf, wie ein Riese, in weißes Leinen gehüllt. Steht vor mir auf und starrt mich an, wie der Geist des toten, verödeten, nächtigen Hofes. In der einen Hand die Pistole, in der andern die Taschenlampe, gehe ich auf das Ungeheuer los. Ein Blitz der elektrischen Lampe — da steht vor mir ein ungeheures großes Schwein, das einzige Lebewesen in weiter Runde. Blöd blinzelt es mich aus den wässerigen, rotgeränderten Augen an, verständnislos, ein dummes, träges, fressendes Tier in einem Trümmerhaufen, ein Tier, das nicht weiß, warum das gewohnte Fressen ausbleibt, das nicht weiß, wie das Grausame heißt, in dem es verenden wird, wenn die Rübenfelder um den Hof einmal erfroren sind.

Grunzend wälzt sich das Tier in einem Winkel — ich blende das Licht ab, und das Grauen steht wieder da — zwischen dem blöden Tier und dem wissenden Menschen.

Wieder ein unheimlicher, unbekannter, zerschossener Hof in der Gegend von R... Die Kompagnie hat Bereitschaftsstellung, zwei Züge in einer Mulde hinter dem Hofe, ein Zug liegt in der einzig erhaltenen Scheune der verwüsteten Ferme. Granaten suchen übers Feld, und eine findet richtig in die Scheune. Ein lähmender Augenblick — ich sehe, wie alles taumelt und hinstürzt — neun Schwerverwundete wälzen sich wimmernd in ihrem Blute. Der Zug verläßt die unheimliche Scheune, die Verwundeten werden weggeschafft. Aber ein Mann fehlt, wie der Zug abmarschiert. Alles Rufen und Suchen ist ohne Erfolg. Der Mann meldet sich nicht mehr. Wie der Zug aus dem Hofe ist, wendet sich ein Gefreiter zufällig nach der Stätte des Grauens um und ruft: „Dort, dort ist er, auf dem Dache!" — Wir blicken alle hin auf das zertrümmerte Dach: da liegt ein Toter, der fehlende Mann, vom Granatvolltreffer zerrissen und von den Eisenstücken aufs Dach geschleudert. Ein rotes Bächlein fließt von ihm weg, von der Dachrinne tropft Heldenblut. Wir wenden die Blicke, damit wir das Grauen nimmer schauen, das auf dem Dache thront und aus der dürren Holzrinne tropft....

Ein Waldrand hinter H..., auf einer Höhe über dem breiten Tal der Somme. Waldränder

soll man niemals besetzen, sie bilden ein zu deutliches Ziel. Aber hier war es nicht anders möglich. Wir schanzen die ganze Nacht, ich lasse die Stellung so gut wie möglich ausbauen, denn ich ahne bereits, was uns beschieden sein wird. Alle Matratzen aus den rückwärtigen Unterständen werden herbeigeschafft und auf die Eindeckungen gelegt — sie bieten einen guten Schutz auch gegen Granatfeuer. Wir schanzen auch noch in den Nebeltag hinein. Aber gegen Mittag bricht die Sonne durch und drängt den Nebel zurück ins breite Sommetal, wo er wie ein graues, geisterhaftes Meer hin und her wogt. Wir liegen still in den Unterständen und warten auf das Unausbleibliche, das jedem Zug beschieden ist, der an Waldrändern schanzt. Schlag zwölf Uhr kommt die erste Granate. Unweit meines Unterstandes geht sie als Blindgänger in den fruchtbaren, unergründlichen Lehmboden. Der Luftdruck schleudert mich gegen die Wände meines Unterstandes. Jetzt kommen die Lagen, die Batteriesalven von schweren englischen Schiffsgeschützen — gleich von drei Seiten her. Von der Front und von den Flanken herein erhalten wir ein unglaublich heftiges Feuer, ausnahmslos Granaten. Fünf, sechs Granaten, von verschiedenen Richtungen kommend, bersten oft gleichzeitig mit ohrenzerreißen-

dem Krachen. Wir fliegen und taumeln in den Unterständen von Luftstößen hin und her, die Eindeckungen schwanken und zittern, Stämme und Äste setzen und fliegen mit gewaltigen Erdmassen haushoch in die Luft und prasseln auf unsere Unterstände nieder. So währt das Feuer unaufhörlich, eine Ewigkeit. Aber es sind nur zwei Stunden. Meine Gefechtsordonnanz hat über 400 Granaten gezählt, die der Feind mir und den 54 Leuten meines Zuges zugedacht hatte. Das seelische Erleben dieser zwei Stunden im Granatfeuer läßt sich nicht einmal andeuten. Es waren mehr als Höllenqualen. Dann, wie das Feuer eingestellt und der Feind uns vernichtet wähnt, gehe ich von Unterstand zu Unterstand — auf Totenschau. Aber ist das Wunder möglich? Niemand ist tot, niemand verletzt. Die Matratzen, oft doppelt und dreifach übereinandergelegt, haben sich bewährt. Kein Volltreffer ist durchgedrungen. Aber hinter meiner Freude schleicht schon wieder das Grauen. Die Leute schlafen, schlafen wie tot. Wir haben alle auf den Tod gewartet, jede Minute, jede Sekunde, tatlos, wehrlos, in einer unmenschlichen Nervenanspannung. Und da der Tod nicht kam, naht sein freundlicher Bruder, der Schlaf. — Aber wehe, wer im Granatfeuer nimmer schlafen kann — die müssen weinen und

wahnsinnig werden. Neben den Schläfern sitzen die untröstlich Weinenden in den Unterständen, sie weinen im Wahnsinn, weil der Tod nicht kam und die zerpeitschten Nerven vollends zerriß. In den Unterständen wohnt das Grauen, das Grauen des zweistündigen Granatfeuers, es schleicht mir nach im Laufgraben und erschüttert mich, daß ich selber weinen muß.

Wenn ich an die Nacht denke, in der ich allein, auf Patrouille verirrt, zwischen zwei Feuern lag, wo die Geschosse der Freunde und Brüder, die mich für einen Feind hielten, mich zwei Stunden lang suchten, bis ich mich im Morgengrauen zu erkennen geben konnte, dann wundert es mich nimmer, wenn sich das Grauen in meinen Schläfen eingenistet hat. Die Leute weisen auf mein Haar und meinen: „Woher kommt das?"

Es ist das, was oft aus den verstörten, abwesenden, überirdischen Blicken der Verwundeten schaut: das Grauen des Krieges, das der nimmer versteht, den es nicht selbst überkommen hat. Das Grauen des Krieges, dieses übermenschliche, schaurige und heilige Erleben, das jeder einmal erfahren sollte, damit seine Seele auf immer geläutert sei.

3. Draußen und daheim.

Das ist der Zwiespalt meines Herzens in diesen werdenden, wachsenden Märztagen, daß es zwischen zwei Welten gestellt ist, die einander so fern und verschieden sind, wie entgegengesetzte Pole, zwei Welten, die mich nicht zur Ruhe kommen lassen.

Die Sonne steigt frühmorgens über die Berge her, ihr Schein grüßt von Gletschergipfeln so gleißend und verheißungsvoll, daß die Vöglein alle aufjubeln und leise, drängende Lieder singen. Da lockt es mich auf den Balkon, an den sich die Sonne schmiegt, mein Blick gleitet über die blauenden Wälder und schneeigen Berge hin, die Schlierach braust mir frühlingsfreudig zu Füßen, und das Herz, das erst Grauen und Todesschatten entstieg, will sich dem werdenden Wunder weiten, dem Seligen, Unsäglichen, für das wir das arme Wörtlein „Frühling" haben.

Aber im Augenblick stellt sich eine andere Welt dazwischen und verdrängt das heimliche Hoffen im Herzen. Und während ich daheim bin, ist das Herz wieder draußen bei den streitenden Brüdern, im Granatfeuer, im Schützengraben, in zerschossenen Quartieren.

Daheim bin ich, draußen lebe ich — zwei Welten sind in meiner Brust. Ich weiß die Dinge daheim, ich weiß die Dinge da draußen. Im Herzen stellen sie sich widerstreitend gegeneinander zur gleichen Frist.

Daheim: So still ist's, so feierfriedlich, als wäre die Welt ein ewiger Sonntag. Die Menschen gehen sinnend und lächelnd, stehen plaudernd und gelassen, werken und arbeiten wie sonst, alles ist wie es vordem war, als wir auszogen. Wie ein unfaßliches Wunder ist dieser Heimatfriede denen, die zurückkommen.

Von da draußen: Da ist ein ewiges Krachen, ein ewiger Unfriede, Lärm, Tumult, Schreien. Die wenigen Menschen, die noch in Dörfern und Städten sind, huschen wie Schatten an den Häusern hin. Die Häuser sind Ruinen — wie die Menschen. Wo zwei beisammenstehen, ist das Wort kurz, traurig, gebrochen. Das Atmen ist Seufzen, die Augen sind Angst und Ergebenheit, stumpfes Brüten und Sinnen. Das Gotteswort ist gestorben. Die Kirchen sind zerschossen, die Heiligtümer entweiht, Gottes Trost ist aus dem Lande gezogen. In den Ruinen nistet Grauen, Entsetzen und Hoffnungslosigkeit.

Daheim: Die Menschen gehen zu Tisch wie sonst auch. Der Tisch ist weiß und sauber ge-

deckt, die Teller stehen an ihrem Platze, das Mädchen trägt die Speisen auf, ein Tischgebet wird gesprochen: Unser tägliches Brot gib uns heute.... Oder es wird auch kein Gebet gesprochen. Man setzt sich so zu Tisch und ärgert sich vielleicht, wenn die Suppe noch etwas zu heiß oder schon etwas kalt ist. Und hat den ganzen Tag eine verdorbene Laune, die man an Mensch und Tier ausläßt.

Draußen: Da sitzen oder liegen oder stehen lehmgraue Männer in den Schützengräben und kauen ein Stück Schwarzbrot, eine Speckschwarte — wenn's gut geht. An Braten, Salat, Kompotte, die wir daheim haben, denkt draußen keine Seele. Sie sind froh um Brot und Speck. Oder wenn nachts die Feldküchen vorfahren können, wenn es alle drei, vier Tage, um Mitternacht herum, ein warmes Süpplein gibt oder einen Schluck heißen Kaffee. Mehr wünscht man nicht. O wie still sind die Wünsche da draußen geworden! Wie köstlich schmeckt da eine dürre Brotrinde, die man nach heißen Gefechtstagen und langem Fasten in irgend einer Tasche noch findet. Eine arme Rinde, die man daheim in den Trankeimer oder in die Kehrichttonne wirft, ist draußen ein Leckerbissen für Männer, für Offiziere, für Helden.

Daheim: Da hat man sein weiches, warmes Bett, sein Bad, sein elektrisches Licht, seine Heizung, seinen freien, ungefährdeten, selbstverständlichen Besitz.

Draußen: Da liegen sie auf bloßem Boden, in Mantel und Zeltbahn gehüllt, oder auf ungedroschenem, sticheligem Stroh in lichtlosen Höhlen, in Kleidern, an denen der Lehm vieler Wochen klebt, in Stiefeln, die hart und brüchig an brennenden Füßen schlenkern.

Daheim: Da hat man seine Ruhe, seinen Stammtisch, sein Theater, sein Kaffeekränzchen — und als einzige „Härte" — Kriegsbrot.

Draußen: Da hat man Granatfeuer, Fliegerbomben, Querschläger, Fliegerpfeile, Minen, Gewehrgranaten, Dumdum-Geschosse, Bajonnettkämpfe, ständige, stündliche Gefahr. Und ein leises Lauern, Liegen und Warten, bis sie einem auch noch das Letzte und Liebste nehmen, das arme, liebe Leben.

Daheim: Da murren und maulen sie, daß es nicht schneller vorwärts geht.

Und von draußen kommen sie heim: Blinde, Lahme, Krüppel, Bresthafte, Sieche, mit Todwunden, dem lachenden Leben für immer verloren. Und schätzen es sich noch als unnennbares Glück, die Heimat noch einmal schauen

zu dürfen und nicht in welscher Erde modern zu müssen.

Daheim empfinden sie es als „Opfer", das man dem „Ernst der Zeit" bringt, wenn sie in diesem Fasching nicht tanzten und ausgelassen waren wie sonst immer, wenn der faunische Gott seinen Anhang zu Orgien lud.

Draußen beteten sie um die Zeit in den Schützengräben und wagten gar nicht zu denken, daß es einmal solche Zeiten gab, solche Zeiten . . .

Draußen und daheim — mein Herz kommt nicht aus dem Zwiespalt. Es schmerzt, wenn ich denke, wie es daheim ist, es schmerzt, wenn ich denke, wie es draußen ist. Zwei Welten, so verschieden, einander so fremd, daß keine Brücke über die trennenden Abgründe zu führen scheint. Es schmerzt, wenn ich die Leute daheim so laut lachen höre, es schmerzt, wenn ich jungen Leichtsinn gewahre, es schmerzt, wenn ich murren und maulen höre an Stammtischen und in Kaffeehäusern. Und erst, wenn ich an die leidenden und streitenden Brüder da draußen denke!

Gibt es wirklich keine Brücke zwischen der Welt daheim und da draußen?

Von draußen her kann sie nicht geschlagen werden. Die haben andere Brücken zu bauen. Aber wir daheim können sie schlagen — eine

leichte, lichte Brücke, die Brücke des Verstehens, was die draußen für uns leiden. Und aus diesem Verstehen soll eine Selbstbesinnung keimen, wie wir es daheim halten wollen, jetzt, in Zukunft, für alle Zeit.

Sonne, dann könnte ich deinen wärmenden, lockenden Schein verstehen; Frühling, dann könnte ich deinen heimlichen Jubel erfassen — wenn du ein deutscher Frühling würdest, ein Frühling der Verbrüderung von daheim und draußen, erblüht aus endlichem Verstehen der winterlichen Nöte und Leiden da draußen, ein Frühling in Einfachheit, Bescheidenheit, Starkmut, Treue, Güte, Ergebenheit.

Wenn es wahr wäre, was der Dichter sagt: „Nun muß sich alles, alles wenden" — alles zur Einkehr, zum Guten, zu Gott!

4. Wie wir's lesen, wie's gewesen.

In den Berichten unserer Obersten Heeresleitung lesen wir fast täglich Worte und Wendungen wie: „Vereinzelte Angriffe wurden abgeschlagen", „Feindliche Vorstöße brachen in unserem Feuer zusammen", „Wir entrissen dem Gegner ein Grabenstück", „Der Tag verlief ruhig", „Vom westlichen Kriegsschauplatze nichts Neues" und so weiter.

So lesen wir's und legen die Zeitung vielleicht unbefriedigt aus der Hand. Wie aber die Dinge in Wirklichkeit aussehen, davon mögen nachstehende Zeilen ein Bild geben.

Es ist klar, daß bei einer Frontlänge von über 1000 km — in West und Ost — die Berichte der Obersten Heeresleitung sich nur auf wirklich wesentliche, strategisch wichtige Gefechtshandlungen beziehen können; einleitende oder vorbereitende Aktionen können aus Gründen der Klugheit überhaupt nicht erwähnt werden. Und doch steckt gerade in diesen Vorbereitungen sehr häufig die schwierigste und aufregendste Gefechtsarbeit. Kleinere Gefechtshandlungen, bei denen oft mehrere Regimenter beteiligt sind, werden zumeist gar nicht angeführt, sei es, daß der erwartete Erfolg noch nicht erzielt ist, sei es, daß

sich der Bericht nicht in Einzelheiten verzetteln will, wie die schönfärbenden Phrasenberichte unserer Gegner.

Wenn also die Tagesberichte nicht immer von großen Kämpfen und einzelnen Erfolgen berichten, so ist das nicht so aufzufassen, als ob an dem betreffenden Tage auf der ganzen langen Front nichts geschehen wäre, als ob unsere Braven in den Schützengräben einen wirklichen Ruhetag gehabt hätten. Im Gegenteil. Es mag oft sogar zutreffen, daß solch ein „leerer Tag", von dem die Heeresleitung nichts Besonderes meldet, für uns nervenerregender und verlustreicher war als einer, der im Zeichen eines glänzenden Sieges steht. Denn der Kampf tobt fast unaufhörlich. Wenn auch die blutigen Verluste nicht so zahlreich sind wie in einer offenen Feldschlacht, so stellt doch das ständige Liegen und Lauern in Schützengräben und auf vorgeschobenen Feldwachen Anforderungen an den Mann und seine Nerven, von denen wir uns daheim keine Vorstellung machen können. Als Wesentliches und Weiteres kommt dazu das ständige, fast ununterbrochene Artilleriefeuer des Feindes, das die Nervenkraft des Einzelnen auf unglaubliche Proben stellt. Selbst in der Ruhe leidet man noch darunter. Denn die Quartierorte, in denen

die abgelösten Truppen Unterkunft finden, liegen fast alle im Bereiche des schweren Geschützfeuers. Und wenn die Oberste Heeresleitung jüngst von einer „systematischen Beschießung" der hinter unserer Front liegenden feindlichen Ortschaften berichtete, wobei viele Landeseinwohner den Tod fanden, so ist aus dem Berichte gleichzeitig ersichtlich, daß auch unsere ruhenden Truppen durch dieses Feuer litten.

Vor mir liegt ein Feldpostbrief eines Kameraden, geschrieben im Schützengraben vor einer französischen Ortschaft, in der wir viele Wochen, meist ziemlich unbehelligt, abwechselnd quartierten. Der Brief datiert aus der Zeit der „systematischen Beschießungen" und meldet mir von lieben Kameraden, die dabei den Tod fanden.

Auch sie sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben, wenn auch in keiner Feldschlacht, die den stürmenden Mann wegrafft; sie fielen in der einzigen monatelangen Westschlacht, in der Ruhe oder auf dem Marsche, so wie die vielen — noch weiter hinter der Front, die in Feldbäckereien, Schlächtereien, bei Munitions- oder Fuhrparkkolonnen der Tod fürs Vaterland in Gestalt von Fliegerbomben, Fliegerpfeilen, verirrten Granaten oder sonstigen Zufallstreffern ereilt.

Wenn es schon hinter der eigentlichen Gefechtsfront nicht so gefahrlos ist, als es den Anschein hat, um wieviel mehr müssen diejenigen leiden, die fast immer in vorderster Linie dem Tode in jeder Gestalt ausgesetzt sind, die in Kämpfen verbluten, von denen kaum etwas erwähnt wird, weil sie für eine Frontlinie von vielen hundert Kilometern ohne wesentliche Bedeutung sind.

Es handelt sich da oft um Einzelkämpfe, die nach ihrer räumlichen Ausdehnung, der Anzahl der beteiligten Truppen, der Gefechtsdauer und dem Munitionsverbrauch in früheren Kriegen als große Schlachtereignisse gegolten hätten.

Das sind die Gefechtshandlungen, von denen unsere Tagesberichte der Obersten Heeresleitung einfach und schlicht melden: „Ein Angriff wurde leicht abgewiesen", „brach in unserem Feuer zusammen."

Dem, der das liest, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, mag eine so beschriebene Gefechtshandlung als höchst nebensächlich und als gar nicht erwähnenswert erscheinen. Denn es kann ja keine besondere Kunst sein, mit solchen Truppen und solchen Waffen einen feindlichen Angriff im Feuer zerschellen zu lassen. Meint man.

Aber wie liegen die Dinge in Wirklichkeit?

Ich erinnere mich z. B. eines Nachtangriffes, den unsere Nachbarbrigade auszuhalten hatte. Es war an einem Abend, an dem mein Bataillon aus der vordersten Linie abgelöst wurde. Ich hatte den mich ablösenden Zugführer in die Stellung einzuweisen; dann ging ich allein in den Quartierort zurück. Leuchtgranaten erhellten fortwährend das Gelände zu meiner Linken wie ein unaufhörliches Feuerwerk auf viele Kilometer hin, Sprengkegel berstender Granaten tanzten die Flußhänge hin, das Krachen der Feldgeschütze mischte sich mit dem Infanteriefeuer zu einem einzigen Donnergetöse, das jeden menschlichen Laut verschlang. In der Luft war ein Stoßen und Geschleudertwerden von feurigen Wolkenschichten — ein schaurigschöner Anblick.

Und ich wußte: In diesen Stunden, die denen, die sie bestehen müssen, eine Ewigkeit sind, werden die Gräben der Kameraden von der andern Brigade mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells überschüttet, daß sie wund und erschüttert sind, wenn der Infanteriesturm über sie hinbraust. In diesen Stunden sinkt mancher in den Schützengraben, um nie wieder aufzustehen, in diesen Stunden leidet mancher das Fürchterlichste, das seinem Leben auf ewig eingebrannt bleibt, wenn er es heil heimbringt aus diesem

entsetzlichen Feuer. In diesen Stunden verfällt mancher, dessen Nerven durch ähnliche Erlebnisse schon zermürbt sind, dem Weinen des Wahnsinns.

Fünftausend Männer erleiden dieses Geschick in den Stunden der Vorbereitung des feindlichen Ansturms. Man meint, sie sind bis ins Innerste erschüttert von dem stundenlangen Feuer und dem Wimmern todwunder Kameraden, und der Feind hat leichtes Spiel mit Wehrlosen, wenn seine Massen nun auf die Gräben zum Sturm vorstoßen.

Schon tauchen die dunkeln Gestalten lautlos aus den Talnebeln, das leise En avant! der Offiziere ist schon vernehmbar, da wird auch in den vermeintlich niedergekämpften Gräben ein Kommando laut: „Schützenfeuer!" Eine Feuerwelle aus Gewehren und Maschinengewehren prasselt dem Feinde entgegen, der bereits auf hundert Meter herangekommen ist — wer noch weiter vordringt, liegt am nächsten Morgen als Leiche vor den Brustwehren und Drahtverhauen. „Rette sich, wer kann!" ist die Losung der Angreifer.

Trotz der ungeheuren Erschütterung der letzten Stunden ist jeder im Augenblick der Gefahr auf seinem Posten, den ihm Pflicht und Ehre anweisen.

„Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen", lautet dann kurz der Heeresbericht. Was aber in diesen Worten steckt, das zeigen die wirklichen Geschehnisse, die Erlebnisse jedes einzelnen von den 5000 treuen Kameraden.

Hierzu ein Gegenstück: „Wir nahmen einen Graben", lautet z. B. ein Tagesbericht. Ein Graben mit granatsicheren Unterständen, vielleicht mit natürlichen Steinhöhlen, dem Feinde zu mit starken Drahtverhauen, Wolfsgruben oder spanischen Reitern bewehrt. Dieser Graben muß genommen werden, weil sein Besitz für nachfolgende Operationen von Ausschlag ist.

Es gibt zwei Wege, ihn zu nehmen — entweder im Sappenangriff, durch Vortreiben von Laufgräben, Minensprengung oder Vernichtung der Besatzung durch Handgranaten. Was diese Arbeit bedeutet, dieses nächtelange Schanzen in ständigem Feuer, davon wissen unsere braven Pioniere ein Lied zu singen. Nicht minder gefahrvoll ist der andere Weg, das Vordringen über freies Gelände bis zu den Drahtverhauen, vor denen häufig Flatterminen sich bergen, so daß das Feuer nicht nur von oben, sondern auch von unten her unter den Stürmern wütet. Wie viele verbluten beim Durchschneiden der Drahtverhaue, und die wenigen, die heil heran-

kommen, haben die Blutarbeit des Bajonettes mit einer Übermacht in den feindlichen Gräben, wenn der Sturm auf den ersten Stoß gelingt. Das ist der günstigste Fall. In wie vielen Fällen muß der Sturm wiederholt, müssen feindliche Gegenstöße abgewiesen werden von Leuten, die schon aufs äußerste erschöpft sind.

Das steht alles zwischen den Zeilen der einfachen Meldung: „Ein Graben", oder „Ein wichtiger Stützpunkt wurde genommen".

Und ähnliches geschieht draußen täglich, wenn wir daheim lesen: „Der Tag verlief ruhig", oder „Im Westen nichts Neues". Und doch sind an diesem Tage vielleicht Hunderte verblutet, mehr vielleicht als in offener, siegreicher Feldschlacht: Schleichpatrouillen, überrumpelte Horchposten und Feldwachen, überraschte Munitionskolonnen und Feldküchenmannschaften. Das ist der Stellungskrieg, der Nachtkrieg, der Weltkrieg. Auf einer Tausendkilometerfront ein ewiges Kämpfen, Liegen, Lauern, Leiden. Kein freier, froher Sturm mehr wie in Feldschlachten, doch ein stündliches Sterben im ewigen Feuer der Geschütze. Die physische und moralische Leistung ist ungleich größer noch in diesem Maulwurfskrieg wie im freien Geländekampf.

Wir müssen unsere Vorstellung vom Krieg umstellen: Die Zeit des befreienden, hinreißenden Sturmes ist dem Nervenkampf gewichen. Was unsere Männer dabei leisten und leiden, steht nicht in den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung. Aber es steht oft in den Augen unserer Verwundeten — lest darin, wenn ihr euch, vielleicht unbefriedigt über das „nichts Neues", vom Extrablatt oder der Zeitung wendet; fragt einen, oder fragt ihn lieber nicht. Denn keiner erzählt gern von seinem Leide. Aber wer draußen war, weiß, wie's gewesen und wie es zu lesen ist, was täglich um die Mittagsstunde angeschlagen wird. Und wir alle sollten zu unserem eigenen Besten lernen, auch das aus den Berichten herauszulesen, was nicht darin steht, Heldentum und Leid — die sich bei uns in Hochachtung und Mitleiden auslösen sollten.

5. Lug und Trug.

Ich will hier nicht von den Lügenberichten reden, die unsere gegnerische Presse seit Kriegsbeginn in aller Welt verbreitet, sei es, um die eigenen Volksgenossen über die wahren Ursachen und den wirklichen Verlauf der Kriegshandlungen zu täuschen, sei es, um die wankelmütigen oder gewinnsüchtigen Seelen der Neutralen damit zu ködern. Diese Dinge sind so weltbekannt, daß sich eine weitere Brandmarkung derselben durch uns nicht lohnt; die Zeit wird kommen, da die Wahrheit die Lappen der Lüge von dem gewaltsam verhüllten Antlitz reißen wird, die Stunde wird schlagen, in der die betrogenen Völker Rechenschaft fordern werden von ihren verblendeten Führern.

Diese Lügen werden sich an ihren Vätern am bittersten rächen.

Ich möchte hier von andern Kriegslügen reden, von Lug und Trug in der Kampffront, von jenen unehrlichen und unerlaubten Listen, denen Tausende braver deutscher Soldaten zum Opfer gefallen sind, und die immer noch blutige Opfer heischen.

Wenn ein Volk nicht mehr die Kraft in sich fühlt, einen Kampf mit ehrlichen, lautern Mitteln

zu führen, dann greift es zu unerlaubten Listen, die allem Völker- und Menschenrechte Hohn sprechen. Ein Volk, das solche Mittel in seiner Kriegsführung anwendet, begibt sich von vornherein des Rechtes, als ehrlicher Gegner behandelt zu werden; zugleich macht es damit das Zugeständnis seiner moralischen Schwäche und stellt sich dadurch in einen krassen Gegensatz zu seinem ehrlichen Gegner, dem es nicht im Traume eingefallen wäre, sich solcher Kampfesmittel zu bedienen.

Allgemein bekannt sind die völkerrechtswidrigen Handlungen, die grausame, vertierte Landeseinwohner in Belgien und Frankreich an unsern Verwundeten und Quartierleuten begingen: Verstümmelungen, langsames Hinmartern ahnungs- und wehrloser Kriegsleute durch die nichtkriegführende Bevölkerung waren in den ersten Kriegswochen an der Tagesordnung. Greuel, Grausamkeiten, die wir Deutsche kaum einem wilden, barbarischen Volke zutrauen, luden Völker auf ihr Gewissen, die sich für die ersten Kulturnationen der Welt halten. Diese Taten zeigen, wie tief der Haß gegen alles Deutsche, gegen die vermeintlichen Barbaren in den wirklichen Barbaren wurzelt. Aber von selbst ist das nicht gekommen.

Lug und Trug haben seit Jahren heimlich gearbeitet, friedliche Völker gegen uns zu verhetzen.

Sie haben den Haß gegen uns gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, die Revancheidee wurde in Wort und Schrift geschürt, Lug und Trug und feige Hinterlist wurden in Bildern verherrlicht, die man im Volke verbreitete.

Ich erinnere mich eines Bildes, das ich in einem französischen Quartiere sah — ein klassisches Beispiel der Verhetzung und der Verherrlichung des Meuchelmords: ein Bild aus unserem letzten Kriege mit Frankreich, das einen Franktireur darstellt, der aus dem Hinterhalt auf einen Ulanen feuert. Und darunter steht: Un brave — „ein Held"!

Weitere Worte sind da überflüssig. Aber die „Helden" genannter Art haben erfahren, was ihnen solches Heldentum einträgt. Ob es die Verantwortlichen, die Volksverführer, auch erfahren werden? Wenn Lug und Trug erst gewichen sind und die Wahrheit einmal auf dem Richterstuhle sitzt — wie werden die Chauvinisten, die Volksverhetzer in den Regierungskreisen, bestehen? —

Mein erstes bedeutsameres Erlebnis in Feindesland, bei dem ich die Feuertaufe empfing, bezieht sich auf ein ähnliches Ereignis. Wir fuhren — ein bayrischer Ersatztransport von einigen hundert Mann — zwischen Brüssel und Valenciennes in

Nordfrankreich. Das war um die Zeit der ersten Kämpfe in der weiteren Umgebung von Antwerpen. Gerüchte schwirrten. Die Landsturmwachen an den einzelnen Stationen erzählen uns, daß sich einzelne Trupps von als Zivilisten verkleideten Soldaten in der Gegend herumtrieben, Lokomotiven und Leerzüge den Transportzügen entgegenlaufen ließen, Patrouillen und Wachen überfielen usw. Da wir eine dienstliche Warnung und Mahnung zur Vorsicht nicht erhielten, beruhigten wir uns. Da, in der folgenden Nacht, kurz vor Valenciennes, erhielt der Transportzug Feuer, eben als wir durch einen der in dieser Gegend sehr häufigen Bahneinschnitte fuhren. Wie sich andern Tags herausstellte, waren es tatsächlich Freischärler, verkleidete Krieger, die, soweit sie durch unser Feuer verwundet waren, von der Landsturmwache der nächsten Station in den Büschen an der Bahnböschung aufgegriffen und der gerechten Strafe zugeführt wurden.

Wie sich ein derartiges feiges Verhalten auch an Unschuldigen rächt, zeigt ein Erlebnis vom nächstfolgenden Tage. Gewitzigt durch unsere erste Erfahrung, auch wiederholt gewarnt, fuhren wir von Valenciennes ab, gefechtsbereit, jedermann marschfertig gepackt und Gewehr in der Hand.

Kurz vor der Einfahrt in die Station Lourches hören wir dasselbe Prasseln an den Zug wie in der Nacht vorher beim Überfall. Aller Augen richten sich gespannt ins Freie: da bemerken wir hinter hohen Palisaden schon ein verdächtiges Hin- und Herhuschen von vielen Menschen. Der Zug steht, die Leute stürzen aus den Wagen, stürmen die Hänge hinaus, reißen die Palisaden nieder und feuern auf die Flüchtenden.

Erst wie die Leute zurückgenommen werden, klärt sich der Irrtum auf: das Geprassel, das wie ein Feuerüberfall klang, rührte von einem entgleisten Wagen her. Erst jetzt gewahrten die Leute, daß es eine Zugsentgleisung war — allerdings auch von einem Franktireur durch falsche Weichenstellung verursacht.

Lug und Trug! Den Wirt des kleinen Ortes trugen sie als Toten vom Platze, mehrere andere hatten mit bayrischen Gewehrkolben unliebsame Bekanntschaft gemacht.

Und was war schuld?

Die Tatsache, daß man hinter der Front sogar mit derartigen Überfällen fast ständig zu rechnen hatte: Lug und Trug. —

Wenige Tage später, bei der Truppe an der Front. Wir haben kurze Rast in Thiescourt, einem Flecken etwa 10 km westlich Noyon. Ich befinde

mich mit mehreren Kameraden in einem kleinen Häuschen, unweit der Kirche. Eine deutsche Zeitung, von irgend jemand liegen gelassen, fällt mir in die Hände. Ich lese eben das heuchlerische Gejammer der Franzosen über die angebliche Beschießung der Kathedrale von Reims, da krachen auch schon Granaten in die Kirche von Thiescourt. Aber keine deutschen, französische sind es. Der Feind vermutet auf dem Kirchturm wohl einen Artilleriebeobachtungsposten und nimmt ihn deshalb unter Feuer, wobei auch einige Granaten das Langschiff treffen. Die Löcher sind deutlich sichtbar.

„Ce sont les Anglais", meint Madame Chevallier, die Quartierwirtin, wie entschuldigend, als ob ihre Landsleute eines solchen Frevels nicht fähig wären. Aber sie weiß sehr genau, daß es Franzosen sind.

Ein plötzlicher Abscheu erfüllt mich: in dem Augenblick, in dem ich die heuchlerischen Jammerlaute über die Beschießung einer französischen Kathedrale lese, legen sie selbst ein Gotteshaus im eigenen Land in Trümmer — wie wenige Tage vorher im benachbarten Lassigny, wie wenige Wochen später in Herbécourt, einem Ort westlich von Péronne, wie an allen Orten an der langen Front, wo ein Kirchturm im Bereiche des feindlichen Artilleriefeuers lag.

Lug und Trug! —

Ich will nicht davon reden, wie oft Verwundete oder Unverwundete unter Mißbrauch des Genfer-Kreuzes von rückwärts auf unsere vorgehenden Schützenlinien feuerten.

Das Telephon spielte eine große Rolle in den Stellungskämpfen.

Gutgläubig und arglos, wie wir waren, mußten wir immer erst durch Schaden klug werden.

In Herbécourt kam z. B. folgender Fall vor: Der Ort hatte, solange wir einzeln in den Quartieren lagen, nie unter Artilleriefeuer zu leiden. Eines Tages erhielten wir neue Ersatzmannschaften, die ein Feldwebel des Regiments zum Löhnungsappell in einem bestimmten Hofraum versammelte. Kaum waren die Leute angetreten, krachten auch schon Granaten herein, ausgerechnet in diesen einen Hof, und forderten ihre Opfer.... Das war mehr als ein bloßer blinder Zufall und beweist, wie in so vielen ähnlichen Fällen, das Zusammenarbeiten der Zivilbevölkerung hinter unserer Front mit unsern Feinden. Versteckte Telephonanlagen in Kellern oder sonstigen Erdlöchern, in Strohmieten, unerlaubte Hilfen durch Verstellen der Fensterläden, Winkersignale an unbeobachteter Stelle waren an der Tages-

ordnung, waren völkerrechtswidrige Kampfesmittel unserer Gegner.

Besonders tief hat sich mir ein Erlebnis eingeprägt, dem ich mit meinem Zuge bald zum Opfer gefallen wäre. Ich hatte den Auftrag, einen Zug Pioniere mit Schanzgeräten, die die Leute meines Zuges mitzutragen hatten, bei Nacht in die Stellung vorzuführen. Da der Weg über das freie Feld bei stockdunkler Nacht nicht ungefährlich war, ging ich selbst voraus — in einigem Abstande ließ ich die Mannschaften folgen, die an dem zahlreichen Schanzgeräte schwer zu schleppen hatten.

Plötzlich ruft meine Gefechtsordonnanz: „Da sind Lichter! Was sind das für Lichter?“

Ich hatte das Gefühl, als ob ich wenige Schritte vorher auf einen Draht getreten wäre.

Da sah ich die Lichter, zu meiner Linken tauchten sie auf, etwa alle fünfzig Meter eins, das immer verschwand, sobald wieder nach der bestimmten Entfernung ein neues auftauchte; sie liefen in einer Linie, unheimlich in ihrer Gleichmäßigkeit, dreißig, vierzig elektrische Blitze; so liefen sie weit, bis zu dem Höhenzuge hin, wo wir zur Nacht oft die Feuerschlünde der feindlichen Geschütze aufleuchten sahen. Da sagte mir eine Ahnung, was die Lichter zu bedeuten hätten.

Ich nahm meine Leute zurück in eine Mulde, wo wir gute Deckung fanden. Wenige Minuten später barsten an der Stelle, wo ich auf den Draht getreten war, Schrapnells und Granaten, mehr als genug, um ein Häuflein ehrlicher Soldaten, wie ich sie um mich hatte, zu vernichten.

Nun war mir der Mechanismus klar: eine elektrische Leitung führte aus dem Rücken unserer Stellung in die feindliche hinein, an der Anzahl der auftauchenden Lichter konnte man die Entfernung bestimmen, die Richtung der Geschütze, die unsern Vormarsch verhindern sollten, war schon bei Tage auf das sichtbare und bekannte Ziel eingestellt.

Wer hat aber die Leitung *hinter* unserer Stellung gelegt?

War sie vorbereitet, ehe wir uns in den Besitz dieses Geländes gesetzt hatten? Halfen Ortsbewohner oder bargen sich verkleidete feindliche Offiziere, vielleicht in deutscher Uniform, hinter unserer Front?

Obwohl wir der List entgangen waren, hatten wir doch ein heftiges Unbehagen, einen Abscheu vor dem Heimtückischen, Unehrlichen, Undeutschen, das uns ständig bedrohte, dessen keiner von uns fähig gewesen wäre.

List und Tücke — welsche Art! —

Besonders bezeichnend ist auch der folgende Fall, der einem Kameraden unserer Brigade bald große Unannehmlichkeiten eingetragen hätte. Er hatte den Auftrag, von einem bestimmten Geländepunkte bis zu einem nahen Waldstück einen Schützengraben für seine Kompagnie ausheben zu lassen und ein Kroki nebst Meldung an seinen Bataillonskommandeur gelangen zu lassen. Vorausschicken muß ich, daß wir damals in den Besitz französischer Generalstabskarten gekommen waren, von denen wir uns Wertvolles versprachen, nachdem die eigenen Karten für jene Zwecke ziemlich unzulänglich waren.

Nach dieser Karte war dem genannten Kompagnieführer der Geländestreifen für den auszuhebenden Schützengraben bestimmt worden.

Dreimal schickte er Kroki und Meldung zurück, und dreimal erhielt er sie wieder mit dem Vermerk, die Front des ausgehobenen Grabens könne nicht richtig sein.

Bis sich der Irrtum nach mancher Ärgerlichkeit endlich aufklärte: die französische Generalstabskarte war verzeichnet — wohl absichtlich — und das Waldstück, das auf der Karte direkt südlich vom Ausgangspunkt unserer Stellung eingetragen war, stand in Wirklichkeit genau in östlicher Richtung davon.

Daraus sieht man, mit welchen Mitteln die Franzosen schon vor Ausbruch des Krieges sich auf den Ernstfall vorbereiteten, um uns so oft als möglich hereinzulegen.

Es sind die unlautern Mittel eines unehrlichen Gegners, die, so schlau sie auch angelegt scheinen, und trotz der Opfer, die sie uns kosteten, uns nicht wirksam beeinflußten. Der Gegner macht sich dadurch in unsern Augen nur verächtlich, und seine moralische Minderwertigkeit wird ihm niemals einen wirklichen Erfolg sichern.

Es ist ein notwendiges Weltgeschehen, daß auch im Kriege „ehrlich am längsten währt", daß der Sieg bei den Besseren und darum auch Stärkeren sein wird:

Wenn die Söhne der Höhe schlagen,
Müssen die Weißbrotesser verzagen.

6. Heldentod.

Was ist das für eine Zeit jetzt!

Urplötzlich, ehe wir uns noch recht besinnen konnten, war sie über uns gekommen. Und ein Großes, das uns nur noch wie eine ferne, verschollene Sage anmutete, ward wieder wirklich: der Tod im Feld, der Heldentod.

Seit fast einem Jahre lesen wir es täglich in den Zeitungen: „Den Heldentod fürs Vaterland starb ...“ Ein schwarzes Kreuzlein steht über der Todesanzeige. Und jeden Tag und in jeder Zeitung sehen wir dieses schwarze Kreuzlein und darunter: „Den Heldentod starb ...“, „Auf dem Felde der Ehre fiel ...“, „Im Dienste des Vaterlandes ist geblieben ...“

Und das Große, das uns vor wenigen Monaten noch unglaublich schien, ist wieder alltäglich geworden wie die Verwundeten, die wir durch die Straßen humpeln sehen und kaum mehr beachten — wie alles Alltägliche.

Wir lesen die Todesanzeigen, wir fühlen das heroisch verhaltene Leid der Hinterbliebenen, und dann sinnen wir vielleicht eine Weile: Wie ist er gefallen? und stellen uns vor, wie der Tapfere auf hurtigem Roß in die Feinde saust, wie seine Heldenfaust den Pallasch schwingt, bis ihn das

Schicksal ereilt: bis das tückische Feindesblei den Arm erlahmen läßt. Wir sehen, wie der Reiter vom Rosse sinkt, wie sich der Rasen von seinem Herzblut rötet, wie das treue Pferd traurig bei dem Toten steht und in die Nacht hinauswiehert, bis die Freunde kommen und ihn im kühlen Rasen bergen. Oder wir schauen im Geiste den Vorsturm der Feldgrauen mit gefälltem Bajonett und Hurrarufen, wir stellen uns vor, wie die Feindesgeschosse in die Reihen prasseln, und wie so mancher fällt. Diese oder ähnliche Vorstellungen haben wir, wenn wir das Wörtlein „Heldentod" lesen. Von Bildern und Schilderungen und Volksliedern aus früheren Kriegen her sind wir an diese Vorstellungen gewöhnt und übertragen sie auch auf den gegenwärtigen Krieg. Und weben im Geiste eine Gloriole um das Haupt des unbekannten, heiligen Helden, der für uns sein Herzblut vergossen ...

Allein — unsere gewöhnliche Vorstellung vom Sterben unserer Braven trifft nur in den seltensten Fällen zu. Der „schöne Reitertod" ist eine Ausnahme geworden. Das Fallen im heißen Ansturm der Infanterie gegen Infanterie ist auch nicht mehr so häufig als wir meinen, Infanteriegeschosse, wenn sie nicht Herz oder Hirn treffen,

sind selten tödlich, die Wunden in wenigen Wochen geheilt.

Der Heldentod ist ein anderer geworden wie auch die Waffen und die Kriegführung andere wurden. Vor einem halben Jahrhundert noch, als Deutschland seinen letzten Krieg führte, waren die Verhältnisse eher denen der friederizianischen Zeit ähnlich, als den gegenwärtigen. Einige große Schlachten und kleinere Gefechte, die kaum länger dauerten als einen Tag, kennzeichnen diesen Krieg. Daneben gab es viele Landmärsche, Umgehungen, wochen-, ja monatelange Rasten mit Friedensdienst. Es wird verständlich, wenn man vom damaligen Kriege als von einem „Kinderspiel" im Vergleich mit dem gegenwärtigen spricht; denn im gegenwärtigen Kriege ist die Gefahr eine vielfachere und der Kampf wütet immerfort! Wenn es auch in den Berichten unserer obersten Heeresleitung oft heißt: Vom Kriegsschauplatz nichts Neues — so ist damit nicht gesagt, daß der Tod an diesem Tage keine Ernte gehalten.

Da irrt zum Beispiel eine Patrouille zwischen den Schützengräben. Die Nacht ist finster und kalt. Stundenlang irren die drei Braven schon, sie wissen nicht mehr, wo sie sind. Ab und zu fällt ein Schuß, bald ferner, bald näher — gilt

es ihnen? Feuert Freund oder Feind? Und dann auf einmal prasselt es, ein Feuerschlund gähnt kurzhell auf, drei taumeln und liegen, die Feuergarbe hat sie niedergemäht, die Glieder zucken noch ein wenig, eine Hand hebt sich und fällt leblos mitten in der Bewegung auf die Wunde.

Das ist eine sehr häufige Art des Heldentodes, und eine der leidesten für die Hinterbliebenen, die niemals Sicheres über die betreffenden Angehörigen erfahren werden, es sei denn, sie werden von Kameraden aufgefunden und erkannt. In diesem Falle erhalten die Daheimgebliebenen sichere Kunde über das Schicksal der Patrouillengänger. In jedem andern Falle ist es ungewiß, ob sie fielen, in Gefangenschaft gerieten oder sonstwie umkamen. Besonders zu Kriegsbeginn, als unsere Heere von Sieg zu Sieg eilten und die Verwundeten zumeist in feindlichen Ortschaften vorläufig untergebracht werden mußten, kam es häufig vor, daß sie von tückischen Landeseinwohnern verschleppt und grausam zu Tode gefoltert wurden.

Wer weiß von ihnen?

Sie starben den Heltentod fürs Vaterland; ihr Tod ist uns doppelt heilig, weil sie auch noch Märtyrer des Vaterlandes wurden.

Wenn wir vom Heldentod reden, denken wir gewöhnlich an Artilleriefeuer, an die gefürchtete Granate und ihre grausam furchenden Splitter, an Schrapnellkugeln und Infanteriegeschosse. Die meisten tödlichen Verwundungen stammen ja von diesen gewöhnlichsten Kampfmitteln.

Aber der gegenwärtige Krieg hat sich die Errungenschaften der physikalischen und chemischen Wissenszweige in einem Maße zu Nutzen gemacht, daß auch andere Todesarten, an die vor dem Kriege wohl niemand dachte, an der Tagesordnung sind.

Ich erinnere mich eines Sonntagnachmittags in Nordfrankreich; wir hatten Ruhe. Ein Sergeant hatte sich Tisch und Stuhl vor seinem Quartier an die Sonne gestellt und schrieb einen Feldpostbrief an seine Lieben daheim. Plötzlich fällt er wie vom Schlage gerührt vom Stuhle. Kameraden eilten herbei und heben ihn auf. Und sehen, wie dem Entseelten das Blut durch den Waffenrock sickert. Das Todesgeschoß steckt im Boden unter dem Stuhl: ein Fliegerpfeil ist dem Ahnungslosen durch Schulter und Herz gedrungen und tötete ihn im Augenblick, als er an die Lieben in der Heimat schrieb.

Er starb den Heldentod fürs Vaterland.

Wer hat vor dem Kriege an Hand- und Gewehrgranaten gedacht, ganz abgesehen von andern Kriegsmitteln wie Kellertelephonen, List und Trug, die indirekt so vielen zum Verderben wurden?

Und wem wäre es eingefallen, daß er einmal durch das Messer eines lauernden Ghurka oder durch den Jatagan eines tückischen Turko fallen könnte? Und wie viele fanden auf diese Weise den Tod!

Den Heldentod fürs Vaterland.

Wer denkt an die vielen, die hinter der Front in Kriegslazaretten oder in der Heimat noch an Wunden oder im Siechtum, das sie sich vor dem Feinde holten, den Heldentod fürs Vaterland sterben?

Kugel und Säbel, Granate und Lanze sind die Kriegswerkzeuge, von denen die Dichter singen, und die uns darum vertraut sind. Als neu und wesentlich kommen im modernen Krieg die oben erwähnten Kampfmittel dazu.

Und doch sind die Todesursachen des Feld- und Seekriegs noch nicht erschöpft.

Der Flieger, der aus Lüften stürzt, stirbt den Heldentod fürs Vaterland.

Der Kanonier, dem das Rad des Riesengeschützes die Brust eindrückt, stirbt den Heldentod fürs Vaterland.

Der Reiter, dem ein Roß in Feindesland die Stirne zerschmettert, stirbt den Heldentod fürs Vaterland.

Alle die Braven, die dem Rufe des Königs folgten und auszogen für Gott und Vaterland, alle die Getreuen, denen der Krieg auf diese oder jene Weise das Leben nahm, starben den Heldentod fürs Vaterland.

Und noch einen Tod gibt es im Felde, das ist der leideste und weheste; der Tod durch eigene Leute. Wer einmal, wie ich, unerkannt und ohne sich verständigen zu können, im Feuer der eigenen Leute lag, wen einmal die gut gezielten Geschosse der eigenen Kameraden suchten, die einen für den Feind halten, der weiß, was ich meine.

Das muß das weheste und wahnsinnigste Sterben sein: zu wissen, jetzt fällst du unerkannt durch Freundeshand. Nicht des Sterbens wegen. Denn im Felde rechnet jeder mit dem Fallen. Aber durch Freunde fallen, die einen dann finden, den Irrtum erkennen und sich die Haare raufen...! Und ein Leben lang an dem Fürchterlichen tragen, wenn sie nicht ein Heldentod im Feld erlöst....

Ein verwundeter Offizier geht ins Lazarett hinter der Front. Ein Kamerad kommt mit

Auto an und ladet den Wunden ein, mit zurückzufahren. Sie passieren eine rückwärtige Stellung, die Straße ist durch Posten gesperrt. Kein Auto, kein Fußgänger darf ohne Beglaubigung durch. Die Posten haben strengen Befehl, auf jeden zu schießen, der auf dreimaligen Anruf nicht hält.

Das Auto rast heran, der Posten ruft, der Ruf erstickt im Lärm des Motors, der Posten schießt. Statt eines Gesunden und eines Wunden liegen im nächsten Augenblick zwei Tote im stoppenden Auto.

Der Posten hat seine Pflicht getan, und zwei sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben.

Ein Nachtkampf. Stundenlang liegen die Helden schon im Feuer, die Nerven sind aufs äußerste erschöpft, überreizt, sieht das überhitzte Hirn feindliche Gestalten. Überall Feinde. Plötzlich ruft einer: „Feind in der rechten Flanke!“ Und sie nehmen das Feuer auf die Gestalten auf, die von rechts heranhuschen. Und der vermeintliche Feind in der Flanke nimmt den — wieder vermeintlichen — Gegner unter Feuer, der ihn mit Feuer empfängt. Sie kämpfen sich gegenseitig bis auf Bajonettnähe heran, Tote und Wunde decken schon das Feld, und dann folgt das Erkennen: Hurra, das sind ja Freunde!

Wer keinen Nachtkampf erlebt hat, dem mag es bedenklich erscheinen, wie solche Irrtümer möglich sind, deshalb, weil er nicht ermessen kann, wie sehr die Nacht, die Finsternis, die oft überraschende Änderung der Gefechtslage und die durch diese Umstände bedingte Aufregung der Kämpfenden verwirren.

Und die Opfer des Irrtums sterben auch den Heldentod fürs Vaterland.

Der Feind weicht. Die Infanterie drängt heftig nach, heftiger, als es der eigenen Artillerie lieb ist, die immer noch das Feuer auf die vorgehabten Stellungen des Feindes richtet. „Artilleriefeuer weiter nach vorn verlegen!“ meldet eine atemlose Radfahrpatrouille. Aber es ist schon zu spät, Die Unsern sind schon durch. Und viele liegen — von den eigenen Schrapnells getroffen. Nun verlegt die Artillerie ihr Feuer wirklich weiter nach vorn, und zum zweitenmal splittern ihre Geschosse in den Reihen der Nachstürmenden.

Und wieder stirbt so mancher den Heldentod fürs Vaterland — durch eigene Leute, im Irrtum, in der Hitze des Kampfes.

Das alles kann es sein, wenn wir in den Zeitungen die Todesanzeigen mit dem eisernen Kreuz in der Ecke lesen: „Den Heldentod fürs

Vaterland starb. . . ." Und da denke ich immer an die vergessenen Helden, an

Die vielen, vielen Getreuen,
Die heut' kein Mund mehr nennt,
Für die kein Lebensmaien
Mehr blüht, kein Herz mehr brennt:
Im Felde stumm gestorben
An Wunden tief und weh,
In Feindesland verdorben,
Erfroren in Eis und Schnee,
Von Möven überflogen,
Von Stürmen überjagt,
Vom Siegestraum betrogen,
Verschollen, totgesagt:
Schwing auf dich, Lied, und grüße
Die heiligen Helden all
Und küsse, küsse, küsse
Ein jedes Wundenmal.

7. Der Dank des Vaterlandes.

Ich denke an das Wort des Deutschen Kaisers, das er zu Ganghofer sprach. In Feindesland war's. Auf regendurchweichten Wegen schritten sie talwärts im rutschigen, glitschigen Lehm. Da erbot sich Ganghofer, den Kaiser zu stützen, damit er nicht ausgleite. Nun hatte Ganghofer selber das Mißgeschick, auszugleiten. Da stützte ihn der Kaiser und sagte: „Soldat und Bürger müssen zusammenhalten." Ein Bild, wie geprägt als Sinnbild dieser Zeiten: Soldat und Bürger, die einander stützen, damit keiner zu Fall kommt. Ein Bild im Kleinen.

Aber wie paßt es auch aufs Große, auf das, was sich jetzt an Deutschlands Grenzen vollzieht: Millionen Soldaten stehen in stündlicher Todesgefahr, damit der Feind nicht über den deutschen Bürger hereinbricht. Tausende und Abertausende haben ihren unbeugsamen Heldenwillen bereits mit ihrem Leben bezahlt, Hunderttausende haben schon Blut und Gesundheit geopfert, Millionen leiden täglich und stündlich Entbehrungen, Nöte, Ängste, Verzweiflungen, von denen der ruhige Bürger daheim keine Ahnung hat, und der Opfer ist noch kein Ende. Sie darben, bluten und sterben, damit Gut und Blut, Ehre und

Freiheit der Daheimgebliebenen geschont und erhalten bleibe. Wie vielen Dank schulden wir diesen Männern! Nehmen wir an, es wäre umgekehrt gegangen, wir hätten den Feind im Land, unsere Städte und Dörfer wären Trümmerhaufen, unsere Frauen und Töchter wären geschändet, unsere Greise und Kinder wären den blindwütigen Horden von Negern und Kosaken in die Hände gefallen. Was dann? Wer nimmt sich ernstlich Mühe, diese Folgen auszudenken?

„Aber das ist ja unmöglich!“ höre ich so manchen ausrufen. „Wozu haben wir denn unser gewaltiges, sieggewohntes Heer?“

Ganz recht! Aber hätte dieses Heer von einer Welt von Feinden nicht auch geschlagen werden können?

Das ist es: So viele daheim reden von unserem Heer als von einer Einrichtung, für die man seine Steuer und seinen Wehrbeitrag zahlt. Und damit glauben sie ihrer Pflicht als Staatsbürger nachgekommen zu sein. Schließlich gibt man auch noch sein Scherflein fürs Rote Kreuz und die Familienfürsorge.

Als ob das etwas wäre gegen das, was unsere Braven draußen im Felde leisten. Sind sie nicht auch Staatsbürger? Zahlen sie — außer dem Blutzoll — nicht auch ihre Steuern und Ab-

gaben? Und während sie draußen bluten und kämpfen, frieren und darben, geht ihnen so viel verloren, was die meisten daheim in ungeminderter Weise fortgenießen: Ruhe und Arbeit, Gesundheit und Geschäft, Geld und Erwerb. Wie viele von den Braven müssen jetzt erleben, daß ihr Geschäft still steht, weil die leitende Hand das Gewehr umkrampft? Wie viele solcher Helden verlieren Geld und Gut, dieweil sie draußen stehen, während die Daheimgebliebenen Geld und Gut erhalten und vermehren können?

Nein, wir haben das wahre Gesicht dieses Krieges noch nicht geschaut. Wir werden das Antlitz dieses Krieges erst in seiner ganzen Furchtbarkeit erkennen, wenn die Lazarette ihre Krüppel entlassen, wenn die bärtigen Krieger von der blutigen Walstatt heimwärts branden, wenn das Grauen, das in ihren Augenhöhlen gähnt, auch die Daheimgebliebenen aufschreckt: Ihr, wo kommt ihr her, wer seid ihr?

Ihr Bürger und Bürgerinnen, denkt an das Kaiserwort: Soldat und Bürger müssen zusammenhalten. Sagt nicht, wenn die Krüppel kommen und ihre Krücken hinlehnen: Der Staat sorgt schon für euch, denn ihr seid ja um des Staates willen Krüppel geworden. Ihr, die ihr nicht wißt, was Krieg ist, vermehrt mit euren

hochmütigen, selbstgerechten Augen nicht das Grauen und den Jammer! Da steht ein Kaiserwort, erzgegossen, ein mahnendes Mal jetzt und für alle Zeiten.

Jetzt! Wer hilft jetzt? Wer leistet jetzt die Hauptarbeit? Geht hin nach Osten und Westen, schwingt euch in die Lüfte, schaut hinaus aufs Meer, wendet einen Blick nach den deutschen Siedlungen in fremden Erdteilen: überall schützt und schirmt, blutet und leidet der deutsche Soldat, der deutsche Seemann, der deutsche Luftfahrer.

Was will das Kaiserwort? Indem wir überlegen, kommt schon ein plötzliches Erkennen über uns. Indem wir uns mit gutem Willen in die Frage versenken, wächst der Wille schon zur Tat.

Die Erkenntnis, die uns wird, ist ein tiefes Dankgefühl denen gegenüber, die unsere Höfe und unsere Hütten, unsere Geschäftshäuser und Fabriken, unsere Villen und Paläste vor Vernichtung bewahren. Ein Dankgefühl den Braven gegenüber, die unsere Frauen und Töchter beschützten, die uns in Frieden und Freuden, in Ordnung und Besitz erhielten, während sie Wunden und Siechtum für uns empfingen, für uns Kranke und Krüppel wurden. Ein Dankgefühl gegen diejenigen, die ihr Liebstes, das Leben,

für uns hingaben. Und ein Schmerz mischt sich schon in unser Dankgefühl: daß wir unsern toten Helden nicht mehr danken können. Da steht das Mitleid, die freundliche Schwester des Schmerzes, auf und fragt, ob nicht ein altes, armes Mütterlein, eine schmerzgebeugte Frau oder weinende Waislein des Dankes bedürfen, den wir dem toten Helden nicht mehr bezeugen können. ... — Sagt nicht mehr: Der Staat soll helfen! Der Staat ist eine unvollkommene Einrichtung. Der Staat hat keine Seele, der Staat hat kein Herz. Der Staat hat Gesetze, Rechte, Pflichten, alles genau festgelegt nach Maß und Zahl, und nach diesem Gesetze wird jedem sein Teil.

Ihr seid aber Bürger, Deutsche, Vaterlandsfreunde, Patrioten dieses „Staates", über den ihr am Stammtisch so oft gewettert habt, ihr seid Männer und Frauen, ihr seid Menschen und habt ein Herz, ein sehr gutes sogar — mit der Einschränkung vielleicht, wenn es nicht an euren Geldbeutel geht.

Und da ist der Soldat, euer Mitbürger, der euren Staat erhalten hat, und der hat auch ein Herz. Und dieser Soldat ist vielleicht hilfsbedürftig — denn das, was ihm der Staat gibt, ist zum Sterben zu viel und zum Leben zu

wenig — und dieser Soldat hat eine geheime Hoffnung auf eure Herzensgüte und Erkenntlichkeit, weil es euch immer noch so gut geht, während er zum Leid, zum Gebrechen, zur Krüppelhaftigkeit auch noch die Lebenssorge hat.

Und da ist die Stelle, wo euer schöner Dank einsetzen soll. Da steht das Wort des Kaisers wieder, erzgegossen, für jetzt und für alle Zeiten: Soldat und Bürger müssen zusammen helfen.

Erst hat der Soldat geholfen, jetzt ist die Reihe an euch! Jetzt muß der Dank des Vaterlandes einsetzen, der Dank der Herzen.

Jetzt schon!

Jetzt schon haben wir Kranke und Krüppel, die für den Heeresdienst nicht mehr in Betracht kommen. Jetzt schon haben wir Invalide, felduntaugliche Veteranen. Jetzt schon tut Hilfe not, Hilfe, die nicht bloß den Magen, sondern auch das Herz befriedigt.

Vor mir liegt ein Feldpostbrief, der das Kaiserwort prächtig ergänzt. Ein Brief meiner Gefechtsordonnanz, des Gefreiten Kandlinger von der 4. Kompagnie des 12. Bayrischen Infanterieregiments. An der Brust des Helden prangt bereits das Eiserne Kreuz, das Bayrische Militärverdienstkreuz, die Tressen winken ihm. Und nun schreibt er mir einen Brief, nicht von seinen

Heldentaten, sondern von seiner Zukunft. Der Held, dermalen ein armes Bauernknechtlein, dann ein Fabrikarbeiter, hat niemand auf der Welt, keine Eltern, keine Angehörigen. Er hat niemand als mich und sein gutes Vertrauen zu mir, seinem Vorgesetzten. Und in diesem Vertrauen schrieb er mir den Brief, der vor mir liegt: Was es mit ihm würde, wenn der Krieg zu Ende? Ob ich mich nicht um eine geeignete Arbeitsstelle umsehen könnte, damit er gleich „antreten" kann, wenn der Krieg aus ist? Womöglich eine Stelle, die ihm auch zusagt, die er gern versehen möchte, als Jäger oder Forstmann, damit er nicht mehr wildern muß. „Denn das schickt sich doch nicht für einen, der das Eiserne Kreuz hat."

Das ist die Erklärung des Kaiserwortes: Die Arbeit! Das war unser Kriegszorn: daß uns der Feind aus unserer friedlichen Arbeit gerissen. Und die Helden im Felde denken schon wieder an die Arbeit, wie der Brief meines braven Gefreiten zeigt.

Und in der Arbeit müssen Bürger und Soldat zusammen helfen, wenn die Soldaten wieder Bürger werden. Ich denke da nicht bloß an die Krüppel, sondern auch an die Unverwundeten — Gesunde wage ich gar nicht zu sagen. Denn die

wenigsten werden aus diesem Kriege so heimkommen, wie sie auszogen.

Der Staat wird für seinen Teil sorgen, auch die öffentliche Wohltätigkeit, Stiftungen, Schenkungen werden wie bisher Leid lindern und Tränen trocknen. Aber diese Hilfe ist machtlos für ein Millionenheer. Bürger und Soldat müssen sich zusammenfinden, der einzelne zum einzelnen. Eine Lösung der sozialen Frage soll es werden: „Ich kenne keine Parteien mehr!“ Wieder steht ein ehernes Kaiserwort da, eine mutige Aufforderung an alle, die guten Willens sind.

Oder sind wir nicht alle guten Willens? Haben wir nicht alle ein Herz für unsere Helden?

Denn die Erfüllung des Kaiserwortes muß vom Herzen ausgehen, wie es einem Volk von Brüdern geziemt. Einem Volk von Brüdern.... Das Herz ahnt den Weg, den es gehen muß, jedes nach seiner Kraft, jedes nach seinem Vermögen, in heiliger Hilfsbereitschaft.

Und der Wege sind so viele, so viele der Herzen sind. Nicht darum handelt es sich ja, wie schon angedeutet, Leid zu lindern und Hunger zu stillen. Der Soldat ist ein Mensch wie der Bürger. Er hat auch ein Herz, und Herzenswünsche sind ihm so wertvoll wie die Magenfrage. Der Krieger will wieder eine Heimat

haben — gebt sie ihm, denn er hat sie euch erhalten. Er braucht wieder einen Beruf — schafft ihm einen, wenn er seinen bisherigen nicht mehr ausfüllen kann. Er möchte wie ihr den Segen eines deutschen Feierabends wieder auskosten — ermöglicht es ihm, wenn es in eurer Macht liegt. Sein Herz, das so lange gedarbt und entbehrt hat, sehnt sich nach einer deutschen Frau, nach trauter Häuslichkeit, nach einer lieben Kinderschar. Gebt ihm Haus und Grund, helft es ihm erhalten, wenn er besaß und wenn es ihm in Kriegszeiten gefährdet wurde — er wird es euch lohnen und danken. Und die Kinder, die ein Veteran dieses Krieges aufziehen wird, werden ein Segen sein für das ganze Volk, ein neues Geschlecht voll deutscher Zucht für eine deutsche Zukunft.

Das ist es: der Krieger, der Krüppel wie der Unverwundete, will wieder als vollwertiges Glied der großen deutschen Familie gelten. Der Staat allein kann das nicht bewerkstelligen. Die Familienfürsorge hat nur die leibliche Not im Auge. Kriegerheime sollen nur für die Leute in Betracht kommen, die für bürgerliches Erwerbsleben nicht mehr in Frage kommen, also für Leute, die ständiger Wartung und Pflege bedürfen.

Was der Staat den Invaliden an Unterstützung zahlt, soll ihnen eine Art „Schmerzens-

geld" sein, eine Art Ehrensold. Ein Krieger-proletariat, das von der staatlichen Pension allein leben muß, darf nicht aufkommen. Deutschland, diesen Anblick wirst du dir ersparen: den bettelnden Helden! Du weißt einen besseren Weg.

Unsere Soldaten, denen du allen sichern Besitz verdankst, lassen sich nichts schenken. Nicht in dem Sinne, als ob sie hochmütig oder nicht bedürftig wären. Was sie wollen, ist das Einfachste, was das Leben bietet, aber auch das Wertvollste: ein Heim, eine Familie, einen Feierabend. Mehr wollen sie nicht. Sie, die aus den Schützengräben, aus Not und Entbehrung kommen, wissen die wahren Werte des Lebens zu schätzen. Und das ist der Punkt, wo der Dank des Vaterlandes, die werktätige Liebe von Mensch zu Mensch einsetzen soll.

Der Wege sind viele. Ich will nur auf einige hinweisen.

Da ist zum Beispiel ein Veteran, der einen Arm verloren hat. Der Mann ist für seinen früheren Beruf unbrauchbar geworden, der zwei feste, gesunde Arme verlangte. Was soll nun mit dem Menschen werden? Antwort: Es gibt Hunderte von Berufen, in denen er vollwertige Arbeit leistet. Bei der guten Schulbildung, die unsere Leute genossen haben, bei ihrer Willigkeit

und Anstelligkeit finden sie sich in neue Verhältnisse leicht hinein und leisten überall Ersprießliches, wo man ihnen Vertrauen entgegenbringt. Vor allem sollte es für alle öffentlichen Institute wie Banken, größere Anstalten, Kaufhäuser usw. eine Ehrenpflicht sein, solche Veteranen bei vollem Gehalt einzustellen, als Geldzähler bei Banken, als Türsteher, als Aufseher, als Boten, als Vertrauensleute aller Art.

Leute zum Beispiel mit Fußschäden wird man in noch höherem Grade besonders in sitzenden Berufen verwenden können.

Und so wird sich für jeden Beschädigten je nach seiner Verwendbarkeit eine geeignete Lebensstellung finden lassen. Denn daß es sich bei solchen Leuten nicht um vorübergehende Beschäftigung, sondern um dauernde Verdienstmöglichkeit handeln muß, ist klar. Es soll ja ein Dank des Vaterlandes sein, ein Dank derer, denen Besitz, Leben, Ehre und Freiheit durch den Opfermut der nun zu Versorgenden erhalten wurde. Und darum müssen sich diejenigen, die ihren Dank auf solche Art bekunden wollen, nicht finden lassen, sondern selber suchen.

In erster Linie sollen das die Reichen, die Besitzenden. Der Krieg hat viele Stellen frei gemacht. Hebt einen Veteranen in den Sattel —

reiten wird er von selbst können, auch wenn ihm die Arbeit neuartig und ungewohnt ist. Behandelt ihn vornehm, nehmt ihn vollwertig, schenkt ihm euer Vertrauen — es wird euch reichlich hereinkommen!

Ihr müßt selber suchen. Der Krieger sind so viele, daß jeder in seinem engeren Bekanntenkreise denjenigen finden wird, dem er einen Ehrenposten in seinem Hause, in seiner Fabrik, auf seinem Landgute einräumen will.

Das soll ein allgemeiner Grundsatz werden: „Veteranen bevorzugt!" statt des bisherigen „Womöglich militärfrei!" bei Stellenausschreibungen. Jeder soll es sich als Ehre schätzen, seinen Vaterlandsdank auf diese oder ähnliche Weise zu bezeigen. Denn wer Helden ehrt, ehrt sich selbst, wer Veteranen ein würdiges Dasein schafft, arbeitet im besten Sinne mit an der Zukunft und Größe seines Volkes.

Ehrt sie aber nicht bloß mit Taten, ehrt sie auch durch ein würdiges Verhalten. Denn wißt, die aus dem Felde kommen, sind andere Menschen: sind tiefe, geläuterte, gläubige Seelen, starkmütige Herzen. Legt die Dinge ab, die ihre Augen schmerzen, die ihrer Seele weh tun. Verbannt alles hohle, oberflächliche, leichtfertige Wesen, das sich immer noch breit zu machen

sucht, auf Straßen und in Vergnügungslokalen, in Theatern und auf Festplätzen.

Vertieft euch in ihren Heldensinn und werdet unsern Braven gerecht in allen Dingen. Dann habt auch ihr teil an ihrem Heldentum, und euer Heldendank wird einen Gegendank erwecken, der euch alle verbrüdern wird.

So denke jeder an den deutschen Dank, den er den deutschen Helden zollen will, die da kommen werden wie eine feldgraue, rauhbärtige Männerwoge von den blutigen Gefilden der Schlachten her.

Einfach, ehrlich und würdig soll euer Dank sein. Deutsch soll er sein. Dann wird das Wort wahr werden:

Ein Volk, das seine Helden ehrt,
Ist seiner Heldenzukunft wert.

8. Deutscher Frühling.

Alles Geschehen in der Welt hat einen tiefen Sinn, eine weise Beziehung auf uns Menschen. Wie in der sichtbaren Welt selbst alles geordnet ist nach Maß und Zahl, so vollziehen sich auch in der Innenwelt des Menschen alle Wandlungen nach ewigen Gesetzen. Wir mögen uns zu der Welt, zu Gott, zu den Menschen, zu den Dingen stellen, wie wir wollen, wir mögen Weltweise sein oder Einfältige, an uns allen wirken diese ewigen Gesetze wie in der Natur die unerforschten Gewalten des Werdens und Vergehens.

Winter und Frühling — Leid und Lust, das sind die großen Pole, um die sich in der lebendigen Natur wie in der Menschenbrust alles Geschehen dreht. Es sind gegensätzliche Bedingtheiten, die selbständig nicht bestehen können: ohne Winter kein Frühling, ohne Herzeleid kein erlösendes Lustgefühl.

Mein Deutschland, das größte Leid ist über dich und deinen Frieden gekommen, der Krieg, der Millionen deiner Männer in Not und Gefahr rief, ein Kriegswinter, der unnennbares Leid in Millionen Herzen senkte. Aber um so leuchtender und seliger wird der Frühlingsfriede und der Friedensfrühling sein.

Es geschieht ja alles nach ewigen, weisen Gesetzen; jetzt das Leid, dann die Lust. Die härtesten Stürme sind schon überstanden. Vorfrühlingslichter zittern schon verheißungsvoll über die Höhen her.

Immer muß ich denken: dieser Krieg hat sein müssen. Mit innerer Notwendigkeit hat er über uns kommen müssen, damit wir uns unser selbst wieder besinnen. Dieser Krieg ist ja so anders wie alle früheren. Nicht einmal die Freiheitskriege gingen in ihrer Bedeutung so tief wie diese gegenwärtige Volkserhebung. In den Freiheitskriegen handelte es sich um deutsches Land und deutsche Freiheit von der Fremdherrschaft; im gegenwärtigen Kriege kämpfen wir wohl auch um diese Güter, hauptsächlich aber um unsere innere Unabhängigkeit, um deutsche Kultur gegen Verfall und Barbarei, um höchste ideale Güter. Daß wir als Waffenvolk nicht unterliegen konnten, war jedem Eingeweihten schon gewiß, als der Krieg ausbrach. Daß wir aber auch als Kulturvolk, als Verfechter der höchsten Menschheitsgüter den Sieg davontragen müßten, das drückte sich jedem mit tiefster Notwendigkeit aus. Darum war es schon ein Sieg und eine Gnade, trotz Weh und Wunden, als der Krieg über uns kam und zu wirken begann.

Unser Feind war kein Feind wie sonst in Kriegen,
Der Satan wollte dem Herrgott obsiegen.
Herr Gott rief germanische Mannen zum Streite,
Wir fochten für ihn, er stand uns zur Seite.
Wir lagen im Feld wider Hunnen und Heidenhorden,
Und wir sind Gottes Brustwehr geworden.
Gott hat uns geprüft, ob wir mächtig noch wären
Und kindhaft genug, sein Reich zu mehren.
Drum hat er die Hunnen, die Horden, die Heiden,
Alle Teufel, die hämisch hassen und neiden,
Und alle Leiden,
Die Satanas sinnt, gegen uns gehetzt:
Mannen, ihr seid die Meinen. Wehrt und bewährt
euch jetzt.

Das war schon ein Heroldsruf des Sieges, als der Sturm losbrach. Das war schon wie ein Ahnen eines neuen deutschen Frühlings, als uns die Winternacht der Leiden zu umwettern begann.

Der Krieg war besser als ein längerer Frieden, in dem uns die dunkeln, zersetzenden Mächte des inneren Verfalls beschlichen und zu verderben drohten. Verfall, der von außen kam, Verfall, der aber bei uns schon einen aufnahmefähigen Nährboden fand. In Kunst und Literatur, in Lebensführung und Weltanschauung, in allen Dingen, die unsern Vätern als schlechthin gut und moralisch selbstverständlich waren, begannen sich Verbände zu lockern, hob ein Morschwerden und Zerbröckeln an. Und wo ein Gott stürzt, setzt man einen Götzen an seine Stelle. Dieser

Götze war das eigene, liebe Ich. Die Kultur der falsch verstandenen Individualität, der „Persönlichkeit", des krassesten Egoismus, die Kultur der letzten beiden Jahrzehnte.

War das noch deutsche Kultur im Sinne unserer Altvordern?

Und dann kam der Krieg. Und mit ihm das Wissen: Wir müssen wieder besser werden. Wir, die wir Gottes Mannen in seinem Streite sind. Eine allgemeine Gewissenserforschung hob an; wir dachten an alles, was unserem Wesen eigentlich fremd war und was wir uns doch mit einem Seufzer der Entschuldigung zu eigen gemacht hatten: Die andern machen's doch auch so. Oder: die „Moderne" bringt es mit sich, die Konkurrenz. Und als der Krieg kam, hatten wir plötzlich ein klares Verständnis für die Dinge, die nicht recht waren. Unser Gewissen erwachte und hielt uns die Dinge vor, die wir ehedem, ja noch im Augenblick vorher für notwendige Kulturerscheinungen hielten. Ich nenne nur einige solche Dinge: Gleichgültigkeit in den Dingen, die über dem Alltag standen, Hasten und Streben zum Zweck des Gelderwerbs, Gelderwerb zum Zwecke einer möglichst luxuriösen Lebensführung, Ehelosigkeit, Kinderbeschränkung — alles im Grunde genommen zu dem Zwecke und in der unein-

gestandenen Absicht, seine Persönlichkeit in einem egoistisch-genießerischen Sinne durchzusetzen.

Die Stimmen, die sich dagegen erhoben, waren Rufer in der Wüste.

Das war das Verkehrte unserer jüngsten Kultur, daß sie von dem lieben Ich ausging und nur die Bereicherung und Verweichlichung der eigenen Person im Auge hatte. Dabei verloren wir das Maß für die wahren Lebenswerte, wir konnten — oder wollten — nicht mehr unterscheiden zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen Notwendigem und Wünschenswertem. Daher die innere Unzufriedenheit, die Übersättigung der Sinne, die unsere Seele nicht zur Ruhe und Einkehr kommen ließ. Indem wir immer nur nach dem Dessert auf der Lebenstafel griffen, verdarben wir uns den Magen; und der Seele fehlte das Brot.

Unsere Kultur stand nicht mehr in Abhängigkeit von den höheren, übersinnlichen Menschheitswerten. Darum erfaßte sie nicht mehr die Allgemeinheit, das Volk, wie es die Religion tut, sondern den einzelnen, der sie um so lieber aufnahm, als sie seinen dunkeln, egoistisch-sinnlichen Instinkten nicht hemmend oder warnend entgegentrat. Und der göttliche Funke, der doch in uns allen ist als Ewiges, weil wir uns nicht

selbst ins Dasein setzten, drohte in der Asche des Überdrusses zu ersticken.

Dann kam der Krieg.

Seine erste Wirkung war das Gegenteil der bisherigen Kulturströmung: das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Gefahr ging uns alle an. Alle Werte, die wir bisher für solche oder einzige hielten, verwandelten ihr Angesicht mit einer Plötzlichkeit, die in der Weltgeschichte ohnegleichen ist. Eben noch Bequemlichkeit, Luxus, Sinnenseligkeit — im nächsten Augenblick Entbehrung, Entsagung, Not und Tod, alle Gefahr, die ein Menschenhirn ersinnen mag, Gefühl der Gemeinsamkeit, und auch schon künftige Größe: Vorfrühling eines Neuen, Besseren.

Der Götze war gestürzt, und Gott stand wieder da, groß, einfach, gut:

Mannen, ihr seid die Meinen. Wehrt und bewährt euch jetzt!

Sieh, und augenblicks fühlten wir, daß wir aus uns selbst nichts vermögen, daß alles, was wir bisher für groß und wertvoll hielten, nichts war als ein quälender Schemen. Der Schmerz und die heilsame Gefahr der Stunde wies uns wieder den rechten Weg. Oder war das nur ein blinder Zufall, was wir sahen und selber taten, ehe wir auszogen in diesen Krieg? Was

in den Kirchen und Gottestempeln sichtbaren Ausdruck fand: Feldgraue und Feldgraue an der Kommunionbank, beim Abendmahl? Und Volk, alles Volk, das sich um die Altäre drängte, mit demutgesenkten Stirnen, mit wehen Augen, in denen doch schon ein Ahnen neuer Frühlinge lag? Und dann zogen wir aus: Gott mit uns! war unser Ruf. Und als die Kunde der Siege kam, wußten wir:

Ehrt nicht uns. Nicht wir sind die Helden, wir sind mehr,
Gottes Heerbann sind wir, leidgeläuterte Märtyrer.
Rauscht uns nicht entgegen in Samt und Seiden,
Frauen, wir kommen von heiligen Gottesheiden,
Wir kommen von einem Weltgericht,
Hört, was der Wissende spricht:
Gott hat uns geprüft und für voll befunden,
Zu Lande, in Lüften, auf und unter dem Meere,
Und Kaiser, Könige und alle Kriegsleute bekunden:
Ihm sei die Ehre!

Welch ein Wunder erleben wir jetzt! Wir daheim und die draußen! Wir leben jetzt alle von demselben Brote! Das Vaterland hat alle Vorräte angesammelt und nährt uns alle in gleicher Weise. Welch wunderbares Symbol ist das für die tiefe Bedeutung dieser Tage. Eine Familie sind wir geworden, und der Vater gibt uns das Brot, der Vater des Vaterlandes, das der Vater im ewigen Vaterlande auf unsern

Fluren wachsen ließ. Unsere leibliche Existenz ist wieder auf die einfachsten Dinge zurückgeführt: Unser tägliches Brot gib uns heute. Wie reich und tief ist das Wissen unserer Seele in diesen Kriegsmonden geworden! Das Wissen von wahren Lebenswerten ist wieder wach geworden.

Das Leben, das uns als etwas Selbstverständliches schien, nehmen wir wieder als Geschenk aus der Hand eines Höheren hin, seit Tausende von Leben verblutet sind in einem blindwütigen Geschick, seit dasselbe Schicksal noch Tausende von Brüdern und Schwestern bedroht, die im Felde stehen, das jeden von uns hätte überfallen können, wenn der grausame, barbarische Feind ins Land gekommen wäre.

Wir erkennen, welch ein Glück es ist, daß wir noch Brot und Korn im Lande haben, daß wir dieses neugeschenkte Leben fristen können, bis wir in neuen Frühlingen Saaten des Friedens säen werden.

Und alles, was früher nur eine Regung zum Guten war, wird ein heißer Vorsatz des Besserwerdens, des Einsetzens der persönlichen Kräfte zur Förderung und Vollendung eines höheren Weltwillens als bisher, im Sinne der gottgewollten Natürlichkeiten. Wir wollen wieder

Menschen werden, ganze, gute, wahre, im Sinne des höheren, sittlichen Weltwesens. Wir wollen den Dingen, die wir bisher für hauptsächlich hielten, wieder den gebührenden Platz anweisen. Vorsätze sind es in einem Vorfrühling. Wir alle ahnen den neuen deutschen Frühling.

Wie wird er sein? Wie werden wir ihn erreichen? Ein Bibelwort gibt Antwort: Indem wir den alten Menschen aus- und einen neuen anziehen.

Den alten Menschen, das alte Ich müssen und wollen wir ablegen, außen und innen.

Außen: Alles eitle, geckenhafte, undeutsche Gehaben. Einfach, ernst und würdig wollen wir sein, wie es im Sinne dieser Zeit liegt.

Innen: Selbstsucht, Sinnengenuß, Lebensluxus muß weichen und der mâze, der weisen Beschränkung auf das Wichtige, Wahre und wirklich Gute, das auch die Seele befriedigt und feiern läßt, Platz machen. Unsere Kräfte, die sinnlichen wie die seelischen, müssen ihr Endziel dort wieder suchen, von wo sie ihren Ausgang haben: in dem Wesen, das uns diese Kräfte gab. Jede Kraft, jede Betätigung muß einem wirklichen, fördernden Zweck dienen, darf nicht mehr Selbstzweck sein, sonst ziehen wir statt Gewinn nur Verdruß daraus.

Ich denke da zum Beispiel an Sportbetätigung. Wieviel Kraft wird da nutzlos vergeudet! Ist es wirklich zweckmäßig und erfüllt es ein höheres Ziel, wenn um eines bloßen Rekordes willen Wochen, Monate und Jahre vergeudet werden? Sport hat nur Zweck, wenn dadurch Kräfte gestählt werden sollen für andere Zwecke. Aber können denn die Kräfte, die Arbeitsleistungen beim Sport nicht gleich so betätigt werden, daß sie sogleich nutzbringende Arbeit leisten? Kann man statt Gewichtestemmen z. B. nicht eine Baumgrube ausheben, eine Tätigkeit, die den Körper gewiß ebenso kräftigt wie die andere, und gleichzeitig Nutzen und Freude bringt, wenn der Baum Blüten treibt und Früchte bringt? Wenn man sagen kann: Das ist mein Baum, den habe ich gepflanzt und gepflegt, mir bringt er Früchte und Freude, Früchte, die ich verschenken kann und damit neue Freude säe und daraus wieder Freude ernte?

Ich denke da vor allem an unsere Frauen und Töchter. Muß denn jeder Tag ein Fest, ein Theater, ein Kränzchen, ein Vergnügen sein? Wollt ihr nicht Frauen und Mütter werden, die deutsche Knaben gebären? Wollt ihr euch nicht alle rüsten zu diesem Wunderwerke des neuen Frühlings? Ist das nicht mehr als

Klavierspiel, Konversation, Lawn Tennis usw.? Wollt ihr nicht alle auch Arbeit leisten? An euch liegt die Zukunft des Volkes, ihr werdet dem neuen Frühling sagen, ob der Herbst reich sein darf an köstlichen Früchten.

Das meine ich: Wir müssen und wollen wieder wahrhaftiger und innerlicher werden. Dann wird das Vertrauen größer sein zueinander. Wir müssen das Frohgefühl, das harte Arbeit gibt, wieder kennen lernen, Entbehren und Entsagen uns auferlegen, damit wir den Lohn erraten, der in ihnen liegt. Wir müssen wieder lernen, glücklich, zufrieden, froh zu sein. Das ist aber nur möglich durch stete, ernste, zielbewußte Arbeit.

Das müssen wir in diesen Tagen der Einkehr und Selbstbesinnung lernen: Gewissenserforschung und Nutzanwendung. Und guten Willens sein. Das ist die Hauptsache.

Viel müssen wir ablegen, was undeutsch war, was wir nachahmten, weil es die andern ja auch taten, weil es zum guten Ton gehörte, der freilich selten gut war. Worte wie Flirt, schick, Dandy, Roué, Gent usw. müssen aus unserer Sprache verschwinden, weil sie nicht dahin gehören, und mit den Worten muß das Wesen dieser undeutschen Verben abwandern, woher es

gekommen ist. Mit diesem Winter muß alles Undeutsche weichen auf Nimmerwiederkehr.

Aber mit diesem Frühling muß alles Gute und Deutsche, das in unserer Wesensart liegt, zu neuem Leben auferstehen. Die Ansätze sind überall da wie die zarten, schimmernden Knospen, aus denen bald Blüten und Blätter brechen werden. Die Sonne des guten Willens wird auch den deutschen Lebensbaum, an dem bereits mancher Ast auszudorren drohte, wieder zur Vollblüte bringen.

Wir haben in früheren Tagen so viel von der Überbrückung der Klassengegensätze und der Lösung der sozialen Frage geschrieben und gelesen, gesprochen und gehört.

Wer spricht in diesen Tagen noch ernstlich von diesen Dingen? Sind wir nicht wirklich ein Volk von Brüdern geworden? Ja, das sind wir.

Und das müssen wir als Höchstes festhalten, auch über die Zeiten der gegenwärtigen gemeinsamen Not hinaus. Die Machthaber, die Besitzenden, die Gebildeten müssen hierin mit gutem Beispiel vorangehen. An ihnen liegt es zumeist, den kleinen Mann zu stützen und zu fördern, wenn er wieder wanken will. Und der kleine Mann soll sich sagen, daß nicht alle befehlen

und besitzen können. Denn das, was das Leben an wirklichen Werten bietet, besitzt jeder: Arbeit, Ruhe, Feierabende, Freude. Nur ist bei der höheren Macht auch die höhere Verantwortung. Und bei dem größeren Erfolg ist auch der größere Ruhm. Aber — um ein Beispiel aus diesen Tagen zu gebrauchen — nicht jeder kann Hindenburg sein. Und doch: Was wäre Hindenburg allein, was nützte ihm alle Feldherrnkunst, wenn er nicht Mannen aus Sturm und Stahl hätte? Wenn sich nicht Hunderttausende diesem einen, gewaltig überlegenen Feldherrnwillen gehorsam unterordneten? Oder ist etwa die Freude des kleinen Mannes, der nur ein Werkzeug des höheren Willens war, am gemeinsamen Erfolge geringer als die des Führers?

Wir müssen einander wieder verstehen lernen. Wir müssen uns abwenden von der falschen Philosophie der Persönlichkeitskultur. Gegenseitiges Verstehen schließt den krassen Egoismus aus.

Wie jetzt unser Heer gemeinsam, eine wunderbar beseelte Maschine, am gemeinsamen Erfolge arbeitet, so müssen wir als Volk zusammenstehen und jeder mit gutem Willen das Seine an seinem Platze leisten, als *das* Kulturvolk der Welt, die an unserem Wesen genesen soll. Wir sind nach Art und Anlage als Volk berufen, die

höchsten Weltideale zu verwirklichen. Das Volk der Dichter und Denker, der Geraden und Freien, der Ehrlichen und Gerechten sind wir immerdar gewesen und wollen es in Zukunft erst recht sein. Der deutsche Geist muß sich durchsetzen in der Welt, aber erst muß er uns selbst durchglühen, damit wir die Sendung erfüllen können.

Vorfrühlingstage sind. Überall ein Gären und heimliches Gebären, ein Drängen ans Licht. Schüchtern und zaghaft kommt es, das Große, Neue. Auch in den Herzen regt es sich. Überall ist ein redliches Wollen und wackeres Bemühen.

Und ein Tag wird kommen, da branden unsere Kriegsleute über die Grenzen her. Wie Seher und Säer kommen sie, Wissende der Zukunft. In ihren Augen ist ein Leuchten. Und das Leuchten sagt:

Herr Bürgermeister und Festjungfrauen,
Wollt uns keine Triumphbogen bauen.
Fort mit Phrase, gelerntem Wort,
Kränze tragt in die Felder fort,
Da liegen die Brüder, die mögen sie brauchen,
Die Ewigstillen, die nimmer hauchen.
Laßt den Wein in den Kellern, Wein ist nicht not,
Wasser gebt und ein Stücklein Brot,
Eine Bank vor'm Hause, zu rasten im Abendschein,
Über der Donau, über der Elbe, über dem Rhein.
Gebt uns die Hand und schaut uns an,
Greis und Kind, Frau und Mann,

Gebt uns die Hand alle, die ihr wandelt auf deutschem
Boden,
Vom Kaiser bis zu den Armleuten, die in den Wäldern
roden.
Gebt uns die Hand und seht — kein Hurraschrei —
Daß Deutschland in dieser Stunde ein einziger Herz-
schlag sei,
Daß dieser einzige Herzschlag sei wie ein einziger Schwur,
Wie keiner noch heißer von Erden zu Himmeln fuhr:
Schwur der neuen, werdenden, wissenden Zeit,
Schwur für jetzt, Schwur in die Ewigkeit:
Gutsein, Starksein, Treusein des Wollens, des Tuns,
Brudersein, Schwestersein, Deutschsein! — Gott mit uns!

9. Eine königliche Kunst.

Eine königliche Kunst ist das Geben: Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Also eine vornehme, verschwiegene, verschämte Kunst. Und eine sehr zeitgemäße.

Denn zu welcher Zeit in der Geschichte unseres Volkes war Geben notwendiger als heute? Und wann ist diese Kunst allgemeiner und durchgreifender geübt worden als in der Stunde der deutschen Not, in den Wochen und Monden währender Hilfsbereitschaft? Es wird ein unvergängliches, dem Opfermut der Freiheitskriege ebenbürtiges Ehrendenkmal der Geschichte des deutschen Volkes bleiben, daß alle Volksschichten im Geben einmütig zusammenstanden, ebenso wie draußen die Streiter an den Landesmarken im Kämpfen.

Und doch — scheint mir — ist die Kunst des Gebens noch nicht so allgemein erfaßt worden, wie es dieser großen und ernsten Zeit würdig wäre. Es wird so vielfach vergessen, daß Geben etwas Königliches ist. Zuweilen wird man immer noch daran erinnert, daß beim Geben nicht ausschließlich der selbstlose Zweck, den das Wort in sich begreift, im Auge behalten wird; manchmal fühlt man sich zu sehr in die Zeit

vor dem Kriege versetzt, wo man beim Geben so oft seinen Namen in den Vordergrund stellte: in die Zeit der Wohltätigkeitsbasare, wo man öffentlich und namentlich in die Erscheinung trat, oder der Armenbälle und der verschiedenen „Tees", bei denen man sich die Schwindsucht antanzte, um zur Gründung einer Heilanstalt für unbemittelte Tuberkulose sein Scherflein beizutragen.

Das Unvornehme und Unzeitgemäße dieser Art Wohltätigkeit in gegenwärtiger Stunde fällt sogleich in die Augen. Damit soll aber über derartige Veranstaltungen nicht im ganzen der Stab gebrochen werden. Wenn sie dem ausgesprochenen Zwecke dienen, irgend einer Kriegsnot oder sonstigen Not abzuhelfen, so erfüllen sie ihre Aufgabe, vorausgesetzt, daß sich die Veranstaltungen und die Darbietungen dabei selbst im würdigen, ernsten und erhebenden Rahmen der Zeitvorgänge halten, Veranstaltungen also, aus denen der Besucher selbst vaterländisch angeregt und innerlich bereichert heimgeht. Darbietungen aber, die auf den ersten Blick schon verraten, daß sie mehr dem persönlichen leichten und seichten Amüsement dienen als dem vorgeschützten Zwecke der Linderung irgend einer Zeitnot, entwerten die Kunst des Gebens

zu einem Almosen oder zum Bettelpfennig, den man einem Kirchweihakrobaten in den Hut wirft.

Wenn man aber nur zu dem Zwecke gibt, um für sich selbst Vorteile oder Ehrungen zu erlangen, so ist das vielleicht menschlich, aber nicht königlich-vornehm und dem Ernste der Zeit angepaßt.

Ich erinnere mich eines typischen Erlebnisses, das mich eben zu diesen Zeilen angeregt hat.

„Milieu": Die „Veranda" eines vornehmen Hauses im Villenviertel der „oberen Zehntausend". Fünfuhrtee. Personen: Papa, ein reichgewordener Viehhändler, Mama und Tochter, die beide unglücklich sind, weil Papa so gar keinen andern Titel hat als „Privatier". Papa scheint sich darüber nicht zu grämen, denn er weiß, was er gearbeitet und verdient hat. Und wie ich weiß, hat er bereits reichlich gegeben, und königlich dazu; denn er gab für alle Zweige der Kriegsfürsorge „ungenannt".

So sitzen sie beim Tee, jedes eine Zeitung in der Hand. Und die Zeitungen bringen außer den Nachrichten vom Kriegsschauplatz noch andere Neuigkeiten: Ordensauszeichnungen und Ernennungen, die Bekannten zuteil wurden. Maier hat einen Orden bekommen, Kuhn ist Kommerzienrat geworden und Müller Hoflieferant — obwohl

er nur Schnupftabak fabriziert! Bei den Tausendern, die sie spendeten, stand breit und protzig Name, Beruf, Straße und Hausnummer. Und der dumme Papa hat seine braunen Lappen immer nur „anonym" an die Sammelstelle abgeführt. Mama und Tochter bestürmen ihn, noch einmal in die Tasche zu greifen, und zwar diesmal nicht mehr „ungenannt". Gott, wenn doch noch der „Kommerzienrat" heraussprränge. Und dann — wieviel Tränen werden getrocknet, wieviel Not gelindert! —

Ein andres Bild: Wie hab' ich mich gefreut, als ich vom Felde heimkam ins Dörflein und sah, wie die Bäuerinnen das letzte entbehrliche Stück Leinwand, einen oft jahrelang gehüteten Hausschatz, an die Lazarette usw. abgaben, wie die alten Väter — die Männer und Burschen waren ja alle im Felde — ganze Fuhren Obst und Gemüse zur Stadt an die Sammelstellen für die Kriegsnot lieferten — ohne irgend einen andern Zweck, als nach besten Kräften zu helfen, wo Kriegshilfe nottat. Und rührend war das Vorhaben einer alten Magd, die ihre hart verdienten Ersparnisse zur Kriegsanleihe schenken wollte, weil sie nicht wußte, was Wesen und Zweck der Anleihe wäre. Das sind gefürstete Geberherzen, königliche Schenker.

Wie leicht muß die königliche Kunst des Gebens denen fallen, die durch den Krieg reich werden, die durch den Krieg in einer Woche oft mehr verdienen als sonst im ganzen Jahr? Diesen erwächst geradezu eine Geberpflicht, wenn sie bedenken, daß sie durch einen Umstand, der andere Mitbürger arm, elend und krüppelhaft macht, unverhältnismäßig bereichert werden. Es sollte nicht notwendig werden, diesen Leuten einen Teil des ihnen durch den Krieg zufallenden Überflusses auf dem Steuerwege abzuschöpfen. Der Gemeinsinn dieser Leute sollte nicht im Gold und in der Gier nach künftigem Luxus ersticken. Fünf Minuten Granatfeuer — das wäre so ein Radikalmittel für Verstockte, aber es bedarf wohl nur des Hinweises darauf, um der Kunst des Gebens nicht den Königsmantel zu rauben.

Nie waren wir mehr ein Volk von Brüdern als jetzt, nie war ein gemeinsames Zusammenwirken, ein uneigennütziger Gemeinsinn notwendiger als in diesen Tagen. Der Name und der Vorteil des einzelnen müssen jetzt unter- und aufgehen in der Hochflut der Vaterlandsliebe, die sich, soweit das Geben in Betracht kommt, ausdrückt in Zahlen, in Millionen und Milliarden, vom Bruder dem Bruder, von der Schwester

der Schwester gespendet: königlich gegeben, namenlos, ungenannt.

So wie draußen im Felde auf einem stillen Hügel oft ein Kreuzlein steht, ohne Schmuck und Namen — der Vorsturm gegen den Feind ließ keine Zeit dazu, einen Namen einzuschneiden — so wie draußen oft viele beisammen liegen, ohne Kreuzlein sogar: aber der Kundige weiß, hier liegen die Besten, die alles gaben, Gut und Blut, Vater und Mutter, Weib und Kind, Geld und Gut, Heimat und Herd, die königlichen Ungenannten, die alles den Brüdern und Schwestern daheim gaben, die königlichen, heiligen, namenlosen Helden des Vaterlands.

Kriegssaat und Friedensernte

Kriegsaufsätze von Franz Schrönghamer-Heimdal



P

Freiburg i. B.
Herdersche Verlagshandlung

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Religion und Religionen im Weltkrieg. Auf Grund des erreichbaren Tatsachenmaterials dargestellt von Dr **G. Pfeilschifter.** 8° (VIII u. 116 S.) *M* 1.40; in Pappband *M* 1.80

Die Stunde unserer Heimsuchung. Gedanken über den großen Krieg von **E. Krebs.** 2. Aufl. 8° (VIII u. 116 S.) *M* 1.20; in Pappband *M* 1.50

Am Bau der Zukunft. Zweite Reihe der **Gedanken über den großen Krieg** von **E. Krebs.** 12° (VIII u. 146 S.) *M* 1.50; in Pappband *M* 1.80

Treu bis zum Tod! Erwägungen für Krieger und Volk von Dr **Karl Rieder.** 2. Aufl. 12° (104 S.) 60 *Pf.*

Wach auf! Weckruf an das deutsche Volk. Von **Seb. v. Oer** O. S. B. 12.—22. Tausend. 12° (18 S.) 15 *Pf.*; 50 Stück *M* 6.—

Feldbrief an deutsche Soldaten. Von **Alban Stolz.** 18.—22. Aufl. 86.—110. Tausend. 24° (12 S.) 12 Stück 60 *Pf.*

Wer da? Ein Wort an unsere Soldaten von **Seb. v. Oer** O. S. B. 3. Aufl. 21.—30. Tausend. 12° (VIII u. 100 S.) Steif broschiert 50 *Pf.*; 100 Stück *M* 40.—

Der Soldatenfreund. Geleitbüchlein für katholische Soldaten. Von **Tilmann Pesch** S. J., neu herausgegeben von einem Divisionspfarrer. Mit einem Titelbild. 7. und 8. Aufl. 61.—80. Tausend. 48° (XVI 268 S.) Geb. in biegsamem Kunstlederband 65 *Pf.*

So sollt ihr leben in der Kriegszeit! Ein Wort über zeitgemäße Volksernährung von Prof. Dr **Martin Faßbender,** Mitglied des Deutschen Reichstages und Preußischen Abgeordnetenhauses. 41.—90. Tausend. 12° (24 S.) 20 *Pf.*; 50 Stück *M* 7.50

